Die

Schlacht bei Zürich

am 25. und 26. September 1799.

Von

Wilhelm Meyer,

Verfasser der „Kriegerischen Ereignisse in Italien 1848/49,
Leben des k. k. Feldmarschallt. v. Hotze" ꝛc.

Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Gerold Meyer von Knonau

und

einem Croquis des Operations-Gebietes
im Maßstab 1 : 100,000.

Zürich
Druck und Verlag von F. Schultheß
1886.

Die

Schlacht bei Zürich

am 25. und 26. September 1799.

Von

Wilhelm Meyer.

Mit einem Vorwort von G. M. v. K.

Zürich
Druck und Verlag von F. Schultheß
1886.

Die kriegsgeschichtlichen Studien Wilhelm Meyer's.

Im Verlage von Fr. Schultheß in Zürich erschien für 1857 ein „Schweizerisches Jahrbuch“, das einen Darsteller der neueren schweizerischen Litteraturgeschichte mit großer Befriedigung erfüllen dürfte. Auf ein von frischer, echter Vaterlandsliebe erfülltes lebenswarmes Gedicht von Gottfried Keller: „Auf die Nationalsubscription zur Tilgung der Sonderbundsschuld“, 1852, folgt, mitgetheilt von Abr. Emanuel Fröhlich, eine Erzählung: „Francisca Romana von Hallwil“, die der Aargauer Dichter auf Aufzeichnungen eines Zürcher Geistlichen von 1781 aufbaute, eine Lebensgeschichte, aus den Quellen einfach und wahr dargestellt, die erschütternder und eindrucksvoller den Leser berührt, als es eine Dichtung zu thun vermöchte. Ein liebliches Gegenstück bildet ein reizendes, idyllisches Bild aus dem kleinbürgerlichen Leben: „Heinrich Helfenberger oder der Besuch in der Heimat“, von dem feinen Kenner einer nun auch schon abgeschlossenen Zeit seiner Vaterstadt Basel, Theodor Meyer-Merian. Von Zürich gaben Joh. Jakob Hottinger ein

Culturbild aus dem Mittelalter: „Zürichs geistiges und wissenschaftliches Leben unter den Einflüssen seines Beitrittes zur schweizerischen Eidgenossenschaft“ und W. Corrodi einen von wohlthuendem Gefühle erfüllten dichterischen Dialog: „Die Nonnen im Kloster Töß“. Endlich steht da, als viertes Stück von W. M. beigesteuert, die Abhandlung, welche der Herr Verleger, dem schon als Schwiegersohn des verstorbenen Verfassers dieser Gedanke nahe liegen mußte, hier neu vorzulegen gedenkt. Gerne folgte der Unterzeichnete der Aufforderung, einige einleitende Worte dieser neuen Drucklegung voranzustellen.

Wilhelm Meyer (geboren 1797) hat, wenn er auch seine bedeutendsten wissenschaftlichen Werke anonym erscheinen ließ, schon bei seinem Leben als Kriegsgeschichtschreiber sich einen höchst ehrenvollen Namen gewonnen. Theils eigene Neigung, theils der in seinen jüngeren Jahren einige Zeit hindurch gehegte Wunsch, sich ausländischem Kriegsdienste, in Preußen, zu widmen, hatten ihn zu sorgfältigen Studien in der Kriegsgeschichte und in den specifischen Militärwissenschaften veranlaßt. Auch das Vorbild des Vaters, des 1819 verstorbenen Obersten Joh. Jakob Meyer, welcher zur Zeit der Revolutionskriege sich als erfahrener Militär erprobt hatte — 1802 übertrug ihm Zürich die Leitung seines Widerstandes gegen die helvetischen Truppen —, wirkte ohne Frage auf ihn ein. So hat ihn sein ganzes Leben hindurch, neben seinen eigenen kaufmännischen und amtlichen Geschäften, dieses Interesse an geschichtlichen

Dingen begleitet, und unterstützt durch ein vorzügliches Gedächtniß, gefördert durch seine unabläßig geäufneten Sammlungen von Materialien und Notizen konnte er in Vorträgen vor der mathematisch-militärischen Gesellschaft, in zahlreichen kleineren Aufsätzen, besonders aber in mehreren größeren Büchern auch vor einem weiteren Kreise seine hohe Befähigung auf diesem Felde beweisen.

Seine erste Arbeit gehörte der Tagesgeschichte an. Es sind die zwei Bändchen: „Die kriegerischen Ereignisse in Italien im Jahre 1848" (1848) und „Die kriegerischen Ereignisse im Jahre 1849" (1850). „Gegründet", wie das Vorwort sagt, „auf eine sorgfältige Prüfung und Benutzung der öffentlich gewordenen Acten und Berichte der kriegführenden Theile, auf schätzbaren Privatmittheilungen zuverläßiger Augenzeugen und einige durch eigene Anschauung erworbene Kenntniß des Kriegsschauplatzes und der beidseitigen Armeen", bot diese Darstellung ein so vorzüglich gelungenes Bild des Geschehenen, daß Offiziere der siegreich gebliebenen österreichischen Armee den ungenannten Verfasser in ihren eigenen Reihen suchten.

Dann aber wandte sich Meyer derjenigen thatenreichen kriegsgeschichtlichen Periode zu, deren Geschichte er am besten kannte und stets von Neuem zum Studium heranzog, dem Vierteljahrhundert der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Er wollte da zuerst zeigen, daß ein allerdings in fremden Kriegsdienst eingetretener und in demselben, jedoch auf schwei-

zerischem Boden, gefallener Schweizer auch für seines eigenen Vaterlandes Freiheit und Ehre gefochten habe und gestorben sei. Die Errichtung des Denkmals für den k. k. österreichischen Feldmarschall-Lieutenant Friedrich Freiherrn von Hotze, 1851, auf dem Friedhofe zu Bregenz, gab „dem Verfasser der kriegerischen Ereignisse in Italien" — denn nur so nennt sich Meyer auf dem Titel des Buches — den Anlaß, die über seinen Richterswiler Landsmann Johann Konrad Hotz aufgespeicherten reichen Sammlungen in einer eingehenden Biographie 1853 zugänglich zu machen. Die Feldzüge von 1793 bis 1795 des Coalitionskrieges, am oberen Rheine, dann aber ganz besonders der Versuch, zur Erhaltung der alten schweizerischen Ordnung gegen die französische Invasion 1798 mitzuwirken, endlich, nach Hotze's Rücktritt in den kaiserlichen Dienst, der Antheil am Feldzuge von 1799 bis zu dem Tode auf heimatlicher Erde, am 25. September bei Schännis, bilden die wichtigsten Abtheilungen des Buches, das geradezu eine Geschichte der Kriegsereignisse auf nordostschweizerischem Boden vom Mai bis in den Herbst 1799 bietet. Leibhaftig tritt Hotze, „der Mann einfältig vor Gott und für Menschen getreu", in seiner schlichten, tapferen, pflichteifrigen Art, auch in seinen Schwächen, dem etwas eckigen Wesen, der aufbrausenden Heftigkeit, aus diesem Lebensbilde vor des Lesers geistiges Auge.

Mit diesen Studien hing nun aber auch enge die hier von Neuem gebotene Abhandlung über die zweite Schlacht bei

Zürich zusammen. Meyer war durch den Umstand, daß Papiere aus den Archiven mehrerer russischer Regimenter während der Flucht nach der Schlacht vom 25. September in Zürich verloren gingen und dann, freilich in sehr schlimmem Zustande, aufgelesen und geborgen wurden, auf deren Ausarbeitung geführt worden, und er hatte eigens zum Behufe dieser und anderer ähnlicher Studien noch in alten Tagen das Russische erlernt. Wie die Schlußworte des Aufsatzes zeigen, vollendete er denselben kurz vor dem großen Kadettenfeste vom September 1856, dessen Hauptact die Wiederholung einer Scene aus den Gefechten der ersten Schlacht bei Zürich war.

Dem 1858 zum ersten Male erschienenen „Zürcher Taschenbuch" schenkte er darauf eine ganz meisterhafte Monographie, vielleicht die beste Leistung unter seinen kleinen Arbeiten. Unter dem Titel: „Die Beschießung der Stadt Zürich durch die helvetischen Truppen im September 1802" stellte er zusammen, was aus dem Munde seines Vaters, der in jenen denkwürdigen Tagen seine Mitbürger befehligte, ihm überliefert war und was aus archivalischen und anderen Quellen gewonnen werden konnte. Die kernhafte politische Ueberzeugung, der gesunde Humor, die gute Gesinnung des Verfassers, der auch am Gegner das Lobenswerthe anerkennt, sind in ganz glänzender Weise hier zu Tage getreten. — Dagegen wendet sich ein zweiter Beitrag zum „Taschenbuch", von 1862, betitelt: „Aus dem Leben des General-Lieutenants Hans Konrad Escher" nur

an einen kleineren Kreis von Lesern. Der 1786 auf dem Kreuzbühl, seinem Landgut, verstorbene Junker General verlebte die bemerkenswerthesten Jahre seines Lebens im Dienste des bairischen Kurfürsten, Kaiser Karls VII., im österreichischen Erbfolgekriege, dann von 1745 an im Dienste der Republik Genua.

Daß aber der Kenner der Kriegsgeschichte der Zeit Friedrichs des Großen und derjenigen Bonaparte's auch auf dem Boden einer früheren Periode zu Hause war, bewies er in der Abhandlung: „Die Schlacht bei Frastenz im Jahr 1499", welche er 1864 der allgemeinen geschichtforschenden Gesellschaft der Schweiz zum Abdrucke im vierzehnten Bande ihres „Archives für schweizerische Geschichte" überließ. In ausgezeichnetem Maße belehrend ist der allgemeine einleitende Abschnitt: „Des damaligen Kriegsvolkes Wehren und Ordnung". Dann aber führt der Verfasser auf das für den Naturfreund und für den Liebhaber der Kriegsgeschichte gleicher Weise anziehende Gebirgsterrain bei Feldkirch, welches er schon aus der Geschichte der Kämpfe Hotze's und der Vorarlberger Landesbewaffnung von 1799 zur Genüge kannte, und da läßt er nun die Kämpfe der Schweizer im Schwabenkriege 1499 sich entwickeln.

Eine letzte schöne Gabe begann noch der Siebzigjährige von 1871 an, in sechs auf einander folgenden Neujahrsblättern der Feuerwerkergesellschaft, über „Kriegsthaten von Zürchern in ausländischem Dienste".

Ganz vorzüglich ist schon die allgemein gehaltene Einleitung zum ersten Hefte, von 1871. Der Verfasser ist, so lange er lebte und schrieb, ein treuer und redlicher Eidgenosse, aber auch ein von der Wahrheit der reformirten Glaubenslehre überzeugter Zürcher gewesen, und so stellt er sich bei der Erwägung der Bedeutung des ausländischen Kriegsdienstes zuerst auf den Boden der Auffassung unseres Glaubenshelden Zwingli. Er wägt das Gute und das Böse, welches die Reisläuferei mitbrachte, als sie auch in Zürich, gegen des Reformators Ueberlieferung, wieder in Gang kam und bis in unser Jahrhundert sich fortspann, gegen einander ab; aber er kommt doch zum Schlusse, daß sie ein nothwendiges Uebel für unser Vaterland gewesen sei, und fein lehnt er etwa auch heute geäußerte Vertheidigungen der Sache aus genauer Kenntniß der Geschichte ab. Allein er ist andererseits als Kundiger in diesen Dingen darüber von Befriedigung erfüllt, daß der eine und andere zürcherische Kriegsmann hier seinen Beruf fand und sich einen ehrenvollen Namen schuf, und er findet, der Beruf des Kriegers habe ja gewiß zur Ausübung schöner männlicher Tugenden, der Treue, Uneigennützigkeit, Selbstbeherrschung, unermüdlicher Thätigkeit, Todesverachtung, den Anlaß geboten, und alle diese Tugenden seien angeregt und festgehalten durch die Pflicht, aller Triebfedern edelste. So meint er, es sei wohl angebracht, in den Neujahrsblättern der Jugend einige dieser Zürcher aus dem Dienste ausländischer Staaten vorzuführen, aus der Erwägung: „Treue Pflichterfüllung trägt

immer gute Früchte und hat Anspruch auf die Achtung der Nachwelt".

In drei Heften führt Meyer zunächst die Thaten und Schicksale der vier Schweizer Regimenter vor, welche die Schweiz nach der Vermittlungsacte ihrem Mediator, Napoleon, zu stellen hatte. Von 1805 an in Italien, seit 1808 auf dem Boden der pyrenäischen Halbinsel, 1812 in Rußland fanden auch die Zürcher reiche Gelegenheit, ihre Tüchtigkeit zu beweisen, und auf dem Hintergrunde der allgemeinen Kriegsgeschichte heben sich die originalen Berichte, die der Verfasser gewonnen, Erzählungen von Soldaten, Mittheilungen von Offizieren, höchst belebend ab. Im spanischen Kriege fallen die einzelnen Operationen bei der Lösung der Aufgabe in viele zerstreute Schauplätze mehr aus einander; anders ist es im russischen Feldzuge, wo die Schlachten von Polotzk und an der Beresina ganz in den Vordergrund treten, und ebenso stellt sich hier eine einzelne Persönlichkeit voran, der junge Salomon Hirzel, welcher schon vorher in Spanien sich bewährt hatte und nun in diesem Winterfeldzuge seine ausgezeichneten menschlichen und kriegerischen Tugenden von Neuem darlegte.

In die Zeit des siebenjährigen Krieges versetzt das sechste Heft, dem das Bild des Generals Lochmann vorangestellt wurde. Gerade die Art und Weise des Zustandekommens der Capitulation für das durch Lochmann befehligte Regiment, 1752, stellt so recht den Einbruch in die alten ehrenwerthen Zürcher Gewohnheiten

dar. Doch hatte Lochmann auch andererseits den Muth, sich gegen Verletzung der Capitulation, durch die Forderung Frankreichs, daß auch sein Regiment in dem Kriege gegen Friedrich II. mitwirke, zu verwahren, bis ihn dann allerdings die Schwäche der heimischen Regierung zwang, inskünftig den französischen Befehlen überall zu gehorchen. In den Rheingegenden, gegen die Armee Herzog Ferdinands von Braunschweig, wurde das Regiment bethätigt, und seine Hauptthat fällt 1758 auch auf diesen Kriegsschauplatz: der Antheil an der Schlacht bei Krefeld. Die spätere Zeit, im Frieden, bis 1792, wo die Entlassung des Regimentes durch die neuen revolutionären Machthaber eintrat, bringt dann freilich keine größeren Ereignisse mehr.

An die Lebensschilderungen zweier Glieder der Familie Werdmüller endlich, den Feldmarschall-Lieutenant Johann Rudolf und den Generalmajor Felix — der erste 1677 gestorben, der letzte 1725 —, schließen sich das vierte und fünfte Heft an. Den ersten, eine durch und durch originale Erscheinung, hat seither der Neffe unsers Geschichtschreibers, Konrad Ferdinand Meyer, in seiner reizenden Novelle: „Der Schuß von der Kanzel" uns im Rahmen der Dichtung neu vor die Augen gerückt. Hier nun sehen wir Johann Rudolf Werdmüller zuerst mit neunzehn Jahren 1633 in den schwedischen Dienst eintreten; dann ist er, zugleich mit seinem Stiefvater, Oberst Kaspar Schmid, unter dem Herzog von Rohan in Graubünden thätig, bis er 1642 abermals, als Oberst-Lieutenant, unter die schwedische

Fahne sich stellte. Eine darauf folgende Thätigkeit als Commandant eines venetianischen Regimentes dauerte nicht lange. Ebenso erstreckten sich die Functionen, die Werdmüller in der Heimat übernahm, nur auf kurze Zeit, und dabei konnte ihn außerdem der 1656, zum Theil durch seine Schuld, bei der Belagerung von Rapperswil eingetretene Mißerfolg nur bestärken, bald wieder ausländischen Dienst anzunehmen. Aber erst von 1663 an gelangte er im venetianischen Dienste, gegen die Türken, wieder dazu, seine Befähigung in größeren Dingen zu erproben. Endlich 1673 kam er, als kaiserlicher Feldmarschall-Lieutenant, an das Ziel lang gehegter Wünsche. Da focht Werdmüller am Rheine unter Montecuculi im zweiten Kriege Ludwigs XIV. und half 1676 unter dem neuen Oberbefehlshaber Herzog Karl von Lothringen ganz wesentlich zum Fall der Festung Philippsburg mit. Im folgenden Jahre starb er zu Villingen, während er diese vorderösterreichische Festung durch Sicherung der Schwarzwaldpässe gegen französische Ueberfälle zu schützen beauftragt war. Meyer urtheilt über dieses auf vielen Schauplätzen verlaufene Leben, daß es bei allem Interessanten, welches es darbiete, nicht der vaterländischen Jugend als nachzuahmendes Vorbild darzustellen sei. — Johann Felix Werdmüller wurde 1701 der Oberst eines siebenten, angesichts des Ausbruches des spanischen Erbfolgekrieges eben neu errichteten holländischen Regimentes, und an dem für die Zürcher ruhmvollen Tage von Ramillies, 23. Mai 1706, führte Werdmüller die Sieg bringende Disposition Marlborough's, den Angriff auf den rechten französi-

schen Flügel, glänzend durch. Aber andererseits zeigte gerade dieser holländische Kriegsdienst wieder die argen Schattenseiten des ausländischen Dienstes überhaupt. Denn nur das Defensivbataillon, das während des Krieges nach dem Wortlaute der Capitulation in den Festungen liegen mußte, war ein von Zürich aus anerkannter Kiegsdienst; die Kämpfer von Ramillies, und wieder die von Oudenarde, von Malplaquet, waren durch ihr Verbleiben in Holland der vaterländischen Obrigkeit offen ungehorsam geworden. Erst nach Abschluß des österreichischen Erbfolgekrieges, 1748, wurde ein zürcherisches Standesregiment in Holland gebildet, welches dann jener Hans Konrad von Escher übernahm, dessen Leben Meyer früher schon, im Zürcher Taschenbuch, geschildert hatte. Doch nochmals, kurz vor dem Ende der alten Ordnung in den Niederlanden, hätten die Zürcher Gelegenheit finden können, ihre Tüchtigkeit zu erweisen, wäre nicht mit der Erbärmlichkeit der gesammten niederländischen Wehreinrichtungen auch über sie Unehre hereingebrochen: die Capitulation der Festung Gertruidenburg, in der das zürcherische Regiment Hirzel stand, vor Dümouriez Anfang März 1793, bewies, wie sehr der niederländische Staat zum Untergange reif sei. Rühmlicher war dann der Antheil des Regimentes am Kriege der Coalition 1794, besonders an der Schlacht von Landrecies; doch mit der Umwandelung des eroberten Landes durch die Franzosen in eine batavische Republik, 1795, hörte der schweizerische Kriegsdienst in Holland auf.

Diese sechs Neujahrsblätter sind ganz unschätzbare litterarische Geschenke des schon in höheren Jahren stehenden Verfassers gewesen. Denn gar nicht bloß das speciell Kriegsgeschichtliche ist in der anschaulichsten Weise gebracht. Die großartige elementare Kraft und die hohe sittliche Berechtigung der spanischen Erhebung gegen Napoleon oder die allgemeine Lage der Dinge beim Beginne des Feldzuges von 1812 gegen Rußland, oder die eigenthümlichen Beziehungen zwischen der Schweiz und der Republik der Vereinigten Niederlande, wie dieselben endlich 1693 zu einer eigentlichen Militär-Capitulation für Zürich führten, sie sind, um nur Beispiele hervorzuheben, ganz ausgezeichnet ins Licht gerückt. Oft versteht es auch der Verfasser, mit prächtigem Humor die Dinge zu beleuchten. Kostbar ist es, zu lesen, wie die frommen Genfer des 17. Jahrhunderts die ihren ökonomischen Interessen dienende, schwunghaft betriebene Fremden-Industrie mit Calvin's strenger Sittenpolizei zu vereinbaren suchten, oder dem sonderbaren Gedankengange zu folgen, den die „rothen Schweizer" des Kaisers Napoleon 1814 zu vollbringen hatten, als sie, aus den capitulirenden Festungen entlassen, vernahmen, die Franzosen hätten jetzt den Bruder des schon vor zwanzig Jahren hingerichteten Königs, einen schweren alten Herrn, der vom Podagra sogar am Laufen verhindert sei, zu ihrem Könige gemacht, und auch sie, die Schweizer, sollten nun, unter der weißen Kokarde, diesem Bourbon den Eid der Treue leisten.

Aber leider sollten diese Arbeiten auch des eifrigen Forschers letzte Leistungen bleiben*. Noch folgte er abermals mit dem lebhaftesten Verständnisse, der regsten Theilnahme den sich vorbereitenden Entscheidungen auf der Balkanhalbinsel, und aus der im Erscheinen begriffenen Geschichte des deutsch-französischen Krieges, vom deutschen Generalstabe, zog er fleißig seine Notizen aus. Aber am 6. März 1877 schied er aus diesem Leben, ein in jeder Hinsicht achtungswürdiger Mann.

Nur die Thätigkeit des Arbeiters auf dem Felde der Kriegsgeschichte war hier zu beleuchten. Wer auch die andern Seiten dieses charaktervollen Mannes kennen lernen will, lese, was durch den Sohn in pietätvoller Weise für das Zürcher Taschenbuch von 1879 aufgezeichnet wurde.

Was ein Freund Meyer's schon gleich nach seinem Tode über ihn schrieb: „Seine Darstellungsweise ist überaus anschaulich und lebendig, gewürzt mit köstlicher Laune: er gibt ein Bild nicht nur von der Kriegsführung, sondern von Land und Leuten, und Jedermann, nicht nur der Militär, liest seine Schriften mit Vergnügen" —, das gilt nun auch von dem hier wieder

* Nach seinem Tode erschien noch 1881 von Meyer im „Illustrirten Zürcherischen Zeughausbüchlein", von Zeugwart G. L. Michel, eine „historische Einleitung".

zum Abdrucke gebrachten kleinen Aufsatze. Es wäre unnütz, zu seiner Empfehlung noch weiteres beizufügen.

Nur auf einen einzelnen Punkt ist vielleicht noch schärfer hinzuweisen, da er das ganze kriegerische Ereigniß vom 25. September 1799 begreiflicher erscheinen läßt.

Wie die erste Coalition gegen Frankreich, so litt auch die zweite an der Vermengung der politischen mit den militärischen leitenden Gesichtspunkten, so daß in vielen Stücken von dem Feldzuge von 1799 gilt, was über den belgisch-niederländischen Krieg, 1793 bis 1795, Scharnhorst, der damals noch im hannöverischen Dienste mithandelnde, seinen Vorgesetzten und Kameraden an Einsicht so weit überlegene Offizier, ausgesprochen hatte. Der Krieg — urtheilte er das eine Mal — habe einer Privatunternehmung geglichen, bei der jeder Theil wuchern, aber niemand das Geringste aufopfern wolle, und an einer anderen Stelle sagte er nicht minder richtig, daß die Heere der Verbündeten so operirt hätten, als wenn sie nicht mit einander verbunden seien. Ueberall vermißte er den „geraden Gang zu großen Zwecken“.

Durch und durch auf politischen Erwägungen beruhte 1799 die militärisch schlechthin verwerfliche Maßregel des leitenden österreichischen Ministers Thugut, daß der Sieger in der ersten Schlacht bei Zürich, 3. und 4. Juni, Erzherzog Karl, mit der Masse seiner Armee aus deren Stellung in der Nordostschweiz

rheinabwärts nach Deutschland abziehen und dagegen die vereinigten russischen Corps in die bisherige Aufstellung der Kaiserlichen einrücken sollten. Zu diesem Zwecke mußte Suworow, dessen Anwesenheit in Oberitalien den österreichischen Politikern ein Dorn im Auge war und der auch allerdings in seiner brüsken Art mit den Generalen seiner Verbündeten sich übel vertrug, die Stätte seiner Siege, das Po-Land, verlassen, um in einer schon ungünstiger gewordenen Jahreszeit die Alpen zu übersteigen und dann Korsakow mit dessen inzwischen in die bisherige Stellung des Erzherzogs eingetretenen Truppen unter seinen Oberbefehl zu nehmen. Ferner sollte diese ganze schwierige Veränderung der Aufstellung, über ein für eine Armee schwer wegsames Hochgebirge hinüber, angesichts des äußerst wachsamen, viel beweglicheren französischen Heeres geschehen, welches außerdem am 14. und 15. August durch den ebenso kühn angelegten, als genau durchgeführten Vorstoß Lecourbe's sich der Vierwaldstätter-Alpen bemächtigt hatte. Aus den sich widersprechenden österreichischen und russischen Auffassungen, aus den einander vielfach ganz zuwider laufenden Ordres ergab sich nun schon im August, als der Erzherzog noch in seinem Hauptquartier zu Kloten weilte, eine Verwirrung der ärgsten Art.

Als Korsakow, seinen Truppen vorauseilend, am 12. August bei dem Erzherzog in dessen Hauptquartier eintraf, wußte er noch nichts von dem neu festgesetzten Plane, daß die österreichischen Truppen abziehen sollten, und er entsetzte sich billig über die

Zumuthung, daß er mit seinen 28,000 Mann bis zu Suworow's Eintreffen von jenseits des Hochgebirges in der Stellung ausharren solle, welche der Erzherzog bis zum Juni erobert hatte. Es versteht sich leicht, daß er nur allzu geneigt war, hinter allen diesen Aufgaben, welche man ihm auf einem völlig unbekannten Terrain von Seite der Bundesgenossen auferlegen wollte, bösen Willen zu suchen. Immerhin versprach er, da nun inzwischen sein Corps eingetroffen war, am 17. August den Plan des Erzherzogs mit den russischen Truppen zu unterstützen, den Versuch nämlich, die Aare auf dem untersten Stücke ihres Laufes vor der Einmündung in den Rhein, zu überschreiten und so Massena's Stellung — an der Reuß — im Rücken zu erfassen. Doch dieser Versuch mißlang gänzlich, da bei Döttingen ein unerwartet heftiger Widerstand gefunden wurde, und nach diesem Mißerfolge war Korsakow noch unwilliger, als zuvor, sich Eröffnungen des Erzherzogs anzuschließen. Es kam zu arg gereizten Verhandlungen, und erst am 22. August wurde eine Uebereinkunft gefunden. Der Erzherzog sollte Hotze, der seit dem 19. als Oberbefehlshaber im Glarner-Lande sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte, mit dem größten Theile des von demselben befehligten österreichischen Corps in der innern Schweiz zurücklassen, freilich so, daß Hotze 6000 Mann am Zürichsee hin abwärts dem Erzherzog zusende, damit sich dieselben dessen Abmarsch zum Rheine anschlössen; dagegen würde Korsakow mit 20,000 Russen, in Gemeinschaft mit den 8600 bei Hotze verbleibenden Oesterreichern und im Einverständniß mit Hotze,

von der Linth aus am 27. August nach der March und dem Schwyzer-Gebiete operiren, um so dem von Italien her erwarteten Suworow den St. Gotthard wieder aufzuschließen. Aber an Korsakow's unberechenbarem Eigensinn scheiterte dieser wohl überlegte Plan. Am 26. August wollte Korsakow nicht, der Verabredung gemäß, jene 6000 Oesterreicher nach Zürich zum Erzherzoge abgehen lassen; Hotze, über die Einzelheiten der Abrede nicht unterichtet, verschob deren Rückmarsch; so gab der Erzherzog, aufgebracht über Korsakow und über Hotze zugleich, jeden Gedanken an eine weitere gemeinschaftliche Operation auf und trat am 1. September seinen bisher stets aufgeschobenen Abmarsch nach Deutschland wirklich an. Hotze erhielt einen scharfen Verweis und den Befehl, die 6000 Mann abgehen zu lassen; Korsakow sollte nun in die vom Erzherzog verlassene Stellung von Zürich an der Limmat und Aare abwärts bis zum Rheine einrücken, Hotze die Linthlinie und das Glarner-Land decken.

Mit diesen Ende August und Anfang September getroffenen Anordnungen waren die Katastrophe Korsakows und Hotze's am 25. September, ferner das Mißlingen des Suworow'schen Marsches über die Alpen vom 21. September bis zum 10. October, von vornherein entschieden!

Denn sogleich nahmen jetzt die Franzosen die am 27. August durch die Verbündeten versäumte Offensive von Neuem auf. Hotze war kaum aus Zürich von den letzten für ihn sehr peinlichen Besprechungen mit dem Erzherzog wieder nach der Linth zurück-

gekommen, als Molitor am 30. und 31. des Monats in raschem Vorstoß das Glarner-Land den Kaiserlichen entriß; Hotze selbst kam dabei am zweiten Tage in einem Gefechte unweit Mollis in persönliche Gefahr. Darauf aber trat wieder eine völlige Ruhe der Waffen für mehrere Wochen ein. Hotze hielt sich defensiv hinter den Walensee und Zürichsee mit einander verbindenden Flüssen, Maag und Linth; er sollte nach dem als nahe bevorstehend erachteten Eintreffen Suworow's rheinabwärts dem Erzherzog nachfolgen. Korsakow stand bei Zürich, in den in dem hernach folgenden Aufsatze eingehend geschilderten Stellungen. Auf den 26. September hatten die letzten Befehle Suworows, welcher nun schon auf dem St. Gotthard und diesseits desselben kämpfend und siegend vorging, für Korsakow einen Frontangriff gegen den Albis, für die auf dem linken Flügel stehenden Truppen combinirte Operationen gegen Uri und Glarus hin, für Hotze speciell und dessen russische Verstärkung von 5000 Mann einen Angriff gegen Einsiedeln und und Schwyz angeordnet. Da kam am 25., am Tage vorher, Massena dem Gegner zuvor, und es geschah, was unser Aufsatz so anschaulich schildert.

Ob nun nicht nach diesen Auseinandersetzungen Korsakow eine etwas schärfere Censur verdient, als Meyer sie ihm zuwenden wollte, mag neu erwogen werden. Hier sei darauf hingewiesen, daß zwei einsichtige zürcherische Zeugen, welche beide selbst Offiziere waren und denen eine abgeneigte politische Gesinnung

gegen die Coalition ganz ferne lag, daß Salomon Landolt und David Heß gleich stark den russischen General der Unfähigkeit zeihen. — Landolt sah Korsakow auf der kläglichen Flucht in Schaffhausen, wie derselbe ohne jede Besinnung, ohne den geringsten Begriff davon war, wie er sich aus der verzweifelten Lage retten könne. Korsakow bat Landolt's Begleiter, Escher von Berg, der die Gegend kenne, zu rathen: er gebe ihm ganz unumschränkte Vollmacht —, und als eine Depesche vom österreichischen Heere kam, bat er Escher, diese zu eröffnen, da er nicht den Muth habe, eine neue böse Nachricht zu lesen. Aber noch ungünstiger spricht sich Heß aus, dessen neuerdings durch Bächtold herausgegebene Aufzeichnungen einen höchst werthvollen Beitrag zur Geschichte des 25. September bringen. Denn um den Beckenhof in Unterstraß herum, den Heß als sein gefährdetes Eigenthum hütete, tobte der wildeste Kampf. Der frühere niederländische Offizier — Heß hatte im Garderegiment des Erbstatthalters gedient — sagt über den russischen Anführer aus: „Korsakow bedeckte sich in diesen zwei Tagen auf ewig mit Schande; ein Corporal hätte die Armee besser führen können" —, und schon vorher einmal heißt es schlechtweg: „der dumme Korsakow."

Zwar auch auf Hotze, über den Meyer sein schönes Buch schrieb, liegt ein beträchtliches Maß von Schuld des Mißlingens. Er hatte vom Zürichsee aufwärts seine Truppenmacht einem sehr wachsamen Feinde gegenüber, dessen Angriff zu erwarten

war, viel zu wenig zusammen gehalten. Daß beträchtliche Abtheilungen in Graubünden, zu Sargans, in kleinen Posten abgetrennt standen, war schon ein Fehler; aber Hotze hatte doch etwa gleich viele Truppen, 12,500 Mann, zu seiner unmittelbaren Verfügung von seinem Hauptquartier Kaltbrunn aus. Doch auch von diesen elf Bataillonen hatte er nun wieder neun auf einer langen Linie arg verzettelt, dabei die nothwendigen Vorsichtsmaßregeln verabsäumt. Allerdings schied ihn von dem Soult'schen Corps ein durch noch ungebesserte Sümpfe für die Ueberschreitung schwieriger Fluß, die Linth; allein am 25. September früh gelang den Franzosen der Uebergang bei der Sebastians-Capelle oberhalb Schännis, ohne daß die kaiserlichen Vorposten dessen rechtzeitig inne wurden. Freilich sühnte der gleich darauf, doch schon zu spät eintreffende Führer seinen Fehler durch einen braven Soldatentod.

Hotze's Geschick am 25. September war eigentlich beneidenswerth im Vergleich mit demjenigen des unglücklichen Korsakow.

M. v. K.

Die Schlacht bei Zürich

am 25. und 26. September 1799.

Einem sechsjährigen blutigen Kriege in den Niederlanden, in Deutschland und Italien hatte der zwischen Oesterreich und Frankreich zu Stande gekommene Friedensschluß von Campoformio am 17. Oktober 1797 ein Ende gemacht. Tausende von Bewohnern der friedlichen Schweiz vernahmen hoch erfreut die Friedenskunde, nicht ahnend, daß gerade dieses mit Segenswünschen von ihnen begrüßte Ereigniß unserm Vaterland eine Zukunft unsäglichen Jammers eröffnen sollte. Noch hatte die Revolution im Innern des mächtigen Nachbarstaates nicht ausgetobt, und der Friede stellte zahlreiche Kriegerschaaren zur Verfügung der verschiedenen um die Herrschaft in Frankreich sich streitenden Parteihäupter, wenn die am Ruder stehende den kampf- und beutelustigen Banden nicht neue Beschäftigung außerhalb des Landes anzuweisen wußte. Nur neue Kriege konnten eine solche Beschäftigung verschaffen, und so wurden die in der Schweiz damals in einigen Kantonen zwischen Regenten und Regierten herrschenden Zerwürfnisse benutzt, in die Angelegenheiten dieses Landes einzugreifen, dasselbe zu erobern und seine ökonomischen Hülfsquellen für Frankreichs weitere Eroberungszwecke in Beschlag zu nehmen. Noch war kein halbes Jahr seit dem Friedensjubel verstrichen, so lastete der Druck fremder Einquartierung, schwerer Leistungen an die Eroberer, gewaltsamer Erpressungen und ähnlicher Kriegsübel auf dem sonst von ganz Europa während Jahrhunderten um sein Friedensglück beneideten Ländchen.

Es sollte aber noch weit schlimmer kommen. Frankreichs Uebergriffe riefen einer neuen Verbündung Englands, Oesterreichs und Rußlands wider die eroberungssüchtige Republik, und im Frühjahr 1799 brach ein neuer Krieg aus, welcher sich bald furchtbar verheerend über unser unglückliches Vaterland wälzte, dessen Söhne unter sich durch Parteiungen zerrissen nur im Anschließen an den einen oder den andern der kriegführenden Theile zu des Vaterlandes Rettung mitzuwirken das Mittel sahen. Wohl gab es Manchen auf beiden Seiten, welcher gerne zu Bildung einer Nationalpartei gegen alle Fremden Hand geboten hätte; allein es fehlte an einem Vereinigungspunkt und an gegenseitigem Zutrauen. Im Vortheil der Fremden aber, welche des Landes Meister und im Besitze aller seiner Hülfsmittel waren, lag es auch nicht, ein solches Unternehmen zu begünstigen.

Um die Mitte des Juni befand sich die östliche Hälfte der Schweiz im Besitz der Oesterreicher, welche Erzherzog Karl siegreich bis an die Limmat und untere Aare vorgeführt hatte, da trat die Politik störend zwischen die Plane dieses von allen Parteien geachteten Feldherrn. Drei Monate lang blieb sein Heer unthätig in den Lagern bei Zürich und Regenstorf im Angesicht der auf dem Uetliberg und an seinen Abfällen gelagerten Franzosen und wurde dann nebst seinem Führer zum größern Theile nach Schwaben abgerufen, indeß eine russische Armee unter Generallieutenant Korsakow die von den Oesterreichern verlassene Stellung dem gemeinschaftlichen Feinde gegenüber bezog. Die düstere Stimmung, welche der Abmarsch der trefflich disziplinirten Oesterreicher und ihres geschätzten Feldherrn bei vielen Zürchern hervorrief, wurde durch den Einmarsch der ersten Russen, eines buntscheckigen Rudels Kosaken und eines Jägerregimentes, dessen melancholische Hornmusik mit den nicht sehr melodischen Tönen eines Sängerchors abwechselte, nicht gehoben.

Nach vielen Zeit raubenden Unterhandlungen verständigten sich

endlich die Verbündeten dahin, daß am 26. September ein allgemeiner Angriff auf die französische Stellung unternommen werden sollte. Man berechnete, daß bis zu diesem Tage der berühmte Suworow, welcher die Franzosen aus Oberitalien vertrieben hatte und mit 22,000 Russen gegen den Gotthard heranzog, dieses Passes Meister und bis Schwyz vorgedrungen sein würde. Eine österreichische Heeresabtheilung ebenfalls von 22,000 Mann, welche unter Feldmarschallieutenant Hotze, unserm tapfern Landsmann, in der Schweiz auf der Strecke von Meilen bis Disentis noch zurückgelassen worden war, sollte sich den Bewegungen Suworows auf seiner rechten Seite durch die verschiedenen nach dem Vierwaldstättersee auslaufenden Thäler anschließen und namentlich an dem gedachten Tage Hotze mit dem Haupttheile seines Heeres theils über die Linth gehen, theils über den See schiffen und die Linie von Richterschweil bis Einsiedeln einnehmen, und wenn dann nicht schon in Folge dieser Bewegungen die Stellung am Albis und Uetliberg von den Franzosen verlassen wäre, die letztere auch von Korsakow mit seinen 30,000 Russen in Fronte angegriffen und so von allen Seiten erstürmt werden.

Die endliche genaue Verabredung dieses Planes hatte am 19. September in einem zu Zürich von Korsakow und Hotze gemeinsam abgehaltenen Kriegsrath stattgefunden, und merkwürdiger Weise hatte am nämlichen Tage der französische Oberbefehlshaber Massena, dessen gesammte Heeresmacht gegenüber den gedachten feindlichen Streitkräften sich ungefähr auf 70,000 Mann belief, seine Generale in Bremgarten versammelt und ihnen ebenfalls eröffnet, daß er am 26. September über die Limmat und Linth zu gehen und die Armeen Korsakows und Hotze's vor ihrer Vereinigung mit Suworow anzugreifen und zu schlagen gedenke. Da ihm aber in den folgenden Tagen entweder das Ergebniß des in Zürich abgehaltenen Kriegsrathes zur Kunde kam, oder ihm die Einleitungen zu seinem Unternehmen durch die ausgezeichnete Thätigkeit und Gewandtheit seiner Offiziere ohnehin weit genug gediehen schienen, so

eröffnete er noch am 23. Abends 5 Uhr seinen Untergebenen den kühnen Entschluß, den Zeitpunkt des Angriffs um 24 Stunden vorzurücken und auf den 25. September in frühester Morgenstunde festzusetzen.

Indem diese Darstellung sich auf diejenigen Ereignisse jenes weltgeschichtlichen Tages beschränken wird, welche sich in der Nähe von Zürich und in dieser Stadt zugetragen haben, soll noch versucht werden, Einiges über den Geist und das Leben der beiderseitigen Heere und ihrer Feldherrn, wie es uns von Zeitgenossen und lebenden Augenzeugen geschildert wird, vorangehen zu lassen.

Die französische Armee hatte im Laufe der frühern Jahre und schon in der ersten Hälfte des diesjährigen Feldzuges so bedeutende Verluste erlitten, daß bei der Infanterie, welche in der neuern Kriegführung den Hauptbestandtheil eines Heeres bildet, die Mehrzahl der Mannschaft aus blutjungen, nothdürftig eingeübten, auch sonst unansehnlichen Bürschchen bestand. Ohne Uniform, zum Theil barfuß, aufs ärmlichste gekleidet, von den ersten Märschen, welche sie aus dem Depot im Innern Frankreichs nach der Schweiz zurückgelegt hatten, hart mitgenommen und abgemagert, trafen sie in Basel, Bern und andern Städten der westlichen Schweiz ein, wurden auf Kosten unsers Landes eingekleidet, gut genährt und in die Garnisonsbataillone eingestellt, wo sie den ersten militärischen Unterricht erhielten, um nach kurzer Dienstzeit aus denselben in die Reihen der Halbbrigaden überzutreten und ihre völlige Ausbildung zum Soldaten sofort in der praktischen Schule des Krieges zu erlangen. Als Vorbilder trafen sie einen Stamm erprobter Krieger, von denen sie freundlich aufgenommen, mit den Einzelheiten des Dienstes gleichsam scherzend und spielend, so oberflächlich als der Meister selbst sie betrieb, vertraut gemacht, ans Feuer gewöhnt, und nebenbei auch in Alles, was das Leben im Felde Böses mit sich bringt, nur allzubald eingeweiht wurden.

Eine französische Halbbrigade (so hießen die Infanterie-Regimenter) bestand damals aus 3 Feldbataillons und 1 Garnisonsbataillon. Im letztern wurden, wie bemerkt, die Rekruten ausgebildet und dann an die Feldbataillone abgegeben. Es lagen aber in der Schweiz viele Garnisonsbataillone von solchen Halbbrigaden, die außer der Schweiz standen; um so schwerer lastete auf dem Land der Unterhalt dieser Truppen. Bei den Halbbrigaden selbst bestand jedes Bataillon aus 9 Kompagnieen, wovon 1 Grenadierkompagnie. Bei der leichten Infanterie hießen die Grenadiere Karabiniers, obschon sie sich in der Bewaffnung und Ausrüstung von jenen nicht unterschieden. Massena zog auch für einige Zeit die Grenadierkompagnieen mehrerer Halbbrigaden in besondere Bataillone zusammen. Diese Grenadiere waren meistens hübsch gewachsene Leute. Sie bildeten den Kern der französischen Infanterie, was sie selbst auch nicht ermangelten auszusprechen.

Die Halbbrigaden unterschieden sich durch ihre Nummern, nach denen sie benannt wurden; einige hatten nach Art der römischen Legionen noch Zunamen, welche auf den Fahnen, deren jedes Bataillon Eine hatte, angeschrieben waren. Diese Zunamen fielen aber ins Uebertriebene und erschienen daher jedem Nicht-Franzosen lächerlich, z. B. die Schreckliche, welche im März 1799 von den Vorarlberger Landschützen schrecklich zugerichtet wurde, die Unvergleichliche, welche 1809 im Lager bei Truxillo gegen die Offiziere sich auflehnte und die Stadt ausplünderte, u. s. f. Mit wenigen Ausnahmen waren die französischen Halbbrigaden dunkelblau gekleidet, mit weißem Futter, weißen Brust- und Schoßaufschlägen, rothen Kragen und Aermelaufschlägen und bei den Grenadieren auch Epauletten, weiße Weste und Beinkleider, gelbe Knöpfe. Bei der leichten Infanterie waren die Unterkleider wie der Rock dunkelblau. Die Beinkleider bestanden reglementarisch noch in der anschließenden Hose mit hohen Ueberstrümpfen; allein wenn der Soldat nicht im Paradeanzug sein mußte, so trug er weite Pantalons von beliebigem Zeug, das er sich

im Quartier verschafft und welches vielleicht kurz zuvor zu Bettanzügen, Vorhängen oder Frauenkleidern gedient hatte. Die Kopfbedeckung eines Theiles der leichten Infanterie war ein Kasket; sämmtliche Linieninfanterie aber trug den großen dreieckigen Hut, auf welchem die dreifarbige Kokarde angebracht war und welchen an den untern Ecken rothe Puscheln und auf der obern vordern Ecke ein runder oder scheibenförmiger Pompon schmückten. Die Grenadiere trugen rothe Roßhaarbüsche und im Paradeanzug Bärenmützen. Das Rangzeichen der Infanterie-Offiziere waren die Epauletten. Nur die Generale trugen um den Leib die dreifarbige Schärpe. Viele haben die großen dreieckigen Hüte als eine unzweckmäßige Kopfbedeckung namentlich für den gemeinen Soldaten verlacht. Der französische Soldat der Republik aber hat sich Jahre lang gut dabei befunden und sie ungern gegen den schweren, drückenden und weniger gegen Sonne und Regen schützenden Tschako vertauscht. An der Art, wie der Hut getragen wurde, erkannte man aber auch bei allen Armeen, ob man einen gedienten Mann vor sich hatte oder einen Neuling. Ihn so zu tragen, wie es heut zu Tage Uebung ist, war wohl auf dem Marsche geduldet, auf der Wache und in Parade aber scharf verpönt, da solche Art, wie das Militär sich ausdrückte, nur „Studenten und Handwerksburschen" gezieme. Auch bei den Franzosen mußte der Hut quer auf dem Kopfe sitzen, fest auf das rechte Auge gedrückt, so daß die linke Seite der Stirne etwas frei blieb; Haar und Backenbart waren gepudert, auch der Zopf noch meist in Ehren gehalten, besonders bei den Grenadieren und ältern Soldaten, indem das Abschneiden desselben als entehrende Strafe angewendet wurde. Schnurrbärte trugen nur die Grenadiere und leichten Reiter, und mit Ausnahme der Husarenoffiziere kein Offizier. Dagegen waren goldene Ohrenringe bei Offizieren und Soldaten nichts Seltenes, wie überhaupt in der französischen republikanischen Armee ein merkwürdiges Gemisch von soldatischer Genügsamkeit und weibischem Luxus

in die Augen fiel. Nebenbei zeigte sich vorzüglich bei den Offizieren das Bestreben, den Ruhm französischer Galanterie und Liebenswürdigkeit zu bewahren, und sich von dem gesetzlichen neu-republikanischen Cynismus allmälig zu emanzipiren. Einige zwar verharrten in demselben, namentlich solche, denen man nicht ohne Besorgniß silberne Löffel in die Hand geben durfte. Andere hingegen waren schon zu artig, als daß sie ein Frauenzimmer noch mit Citoyenne angeredet hätten, und ältern Männern, bei welchen sich solche Offiziere in Achtung setzen wollten, wurde der Monsieur nicht nur gegeben, sondern auch artig abgenommen. Auch ein großer Theil der französischen Soldaten benahm sich trotz der laxen Disziplin in den Quartieren recht ordentlich, sobald sie sahen, daß bei dem Quartiergeber guter Wille vorhanden war. Ihre stete Fröhlichkeit gewann ihnen Vieler Herzen, denen das kalte abgemessene Wesen des deutschen Militärs mißfällig war. Hintennach allerdings wurde zuweilen etwas Werthvolles vermißt oder etwas Mißbeliebiges entdeckt, das der Franzose als Andenken mitgenommen oder auch zurückgelassen hatte.

In Beziehung auf die taktische Ausbildung der französischen Infanterie war bei der großen Masse der oberflächlichen Beschauer nur Eine Stimme der Bewunderung. Selbst dem nüchternen militärischen Beobachter, welcher die Luftsprünge einzelner Tirailleurs als leichte Waare zu taxiren verstand, sprang es in die Augen, wie das mit einiger Ordnung betriebene Tirailliren in einem Gelände, wo, wie in der Schweiz, die Gartenkultur vorherrschend ist, einen Theil der bisherigen Lineartaktik umstoßen müsse. Die zerstreute Fechtart war dem muntern, regsamen, gewandten Franzosen zur zweiten Natur geworden. Keine Instruktion, kein Reglement, keine „Theorie" machte ihm die Ohren voll, wie er sich Deckungsmittel auszusuchen habe, u. s. f. Das gab sich bei ihm von selbst. Sie erkletterten die steilsten Thalränder und Berge und eilten rudelweise mit ungemeiner Leichtigkeit durch Gebüsch und Weinstöcke dem längs den Straßen sich bewegenden Feinde in

die Flanken. Die früher in dieser Fechtart so ausgezeichneten Kroaten der österreichischen Armee standen jetzt, seitdem man sie in regulären Dienst eingezwängt hatte, den Franzosen weit in derselben nach. Bei den Bewegungen in Linie und Kolonne hingegen erreichten die Franzosen nie die Ordnung und Präzision der Deutschen, und es war lächerlich, wenn ihre unbedingten Bewunderer sogar das unmännliche Wiegen der Schultern und das Tänzelnde des Schrittes nach dem Schalle der Trommel, was das entzückte Publikum das leichte Dahinschweben der französischen Grenadiere nannte, dem festen Einherschreiten des deutschen Kriegers vorzogen, oder wenn man es schön fand, daß das bei der Rückkehr vom Exerziren von einem Gewitter überraschte Bataillon im Sturmschritt unter Aufspielung des Ça ira nach der Kaserne zurückeilte.

An der französischen Kavallerie, bei welcher vorzüglich die Husaren und Chasseurs (Jäger zu Pferde) in Ansehen standen, fiel ihr unschönes, aber kühnes Reiten auf, und da es vor dem Feind denn doch auf das letztere ankommt, so durfte im Gefechte die französische Reiterei jeder andern gleich geachtet werden. Auch zählte sie in den Reihen ihrer stattlichen Mannschaft viele ältere erfahrene Krieger und einige im sogenannten kleinen Kriege überaus tüchtige Anführer. Daher sah auch der Chasseur in seiner grünen, mit Schnüren gezierte Weste, über welche zu beiden Seiten die starken, langen Haarflechten herabhingen, mit Stolz auf den ärmlichen Infanteristen (die Dr.. stämpfler, nannte diese ein Elsaßer) vom Pferde herab, dessen Aeußeres doch dem Meister nicht immer das beste Zeugnis zu geben schien. Denn die meisten Reiter, mit Ausnahme der dem deutschen Volksstamm angehörenden Elsaßer und Lothringer, behandelten ihre Thiere schlecht, und so blieb trotz des rücksichtslosen Verfahrens, welches die Franzosen in den Ländern, welche sie durchzogen, für die Ergänzung ihres Pferdebestandes einschlugen, ein großer Theil ihrer Reiter dem Dienste vor dem Feind immer entzogen.

In großem Ansehen stand auch bei Kennern die französische Artillerie. Besonders erwarb sich die reitende durch die Raschheit und Kühnheit ihrer Bewegungen, die geschickte Wahl ihrer Aufstellung und die überraschende Wirkung ihres Feuers öfters die Anerkennung unparteiischer Gegner.

Die französischen Generale, meistens im kräftigsten, zum Theil erst im angehenden Mannesalter, waren beinahe alle durch die Revolution in sieben Jahren vom Soldaten oder Subalternoffizier zum General emporgestiegen. Die meisten besaßen vorzügliche militärische Eigenschaften, schnelle Orientirung, richtiges Augenmaß, Geschicklichkeit in Verwendung der verschiedenen Waffenarten. Verschieden hingegen waren ihre Begriffe von Standesehre. Einzelne, wie Vandamme, Tharreau, Lorge, Lecourbe, traten zuweilen mit empörender Rohheit auf; andere, wie Massena, Soult, Ney, ließen sich nicht weniger bezahlen, als jene, kleideten aber ihre Forderungen einigermaßen in Formen ein. Ebenso verschieden waren sie in Beziehung auf wissenschaftliche Bildung. Der Obergeneral Massena entbehrte der letztern so sehr, daß er nicht im Stande war, einen Brief zu schreiben, und wäre dennoch schon jetzt in seinem 41sten Lebensjahre in jeder Beziehung ein großer Feldherr gewesen, wenn er nicht von schändlicher Habsucht beherrscht im Einverständniß mit den Kriegskommissären nicht nur die Bewohner des Kriegsschauplatzes übermäßig ausgesogen, sondern auch seine eigenen braven Soldaten um das Ihrige betrogen hätte. Daß diese ihn nicht ohne weiters todt schlugen, wie es ein Mal in Rom allerdings nahe daran war, verdankte er dem großen Zutrauen, welches sie in ihn als Heerführer vor dem Feinde setzten. „In der Mitte des Feuers und der Verwirrung der Schlachten (schreibt Bonaparte, der ihn schon 1799 den Liebling der Siegesgöttin nannte) trat Massena überaus stolz und groß auf; der Kanonendonner erhellte seinen Kopf, schärfte seinen Verstand und verlieh ihm Geist und Munterkeit. Kein Unfall vermochte Massena's Muth

zu beugen. Und wie der Geist, so war auch der Körper kräftig und zäh. Tag und Nacht sah man ihn zu Pferde zwischen Felsen und Bergen. Den Gebirgskrieg verstand er wie wenige." — In der Schlacht hielt sich der Soldat des Sieges gewiß, sobald er Massena in seiner Nähe erblickte.

Die Natur des Gebirgskrieges bringt es mit sich, daß den Untergeneralen weit mehr Selbstständigkeit eingeräumt werden muß, als im offenen Felde. General Lecourbe, ein Mann von 40 Jahren, welchem Massena die Vertheidigung des Gotthards übertrug, und welcher demnach Suworows ersten Stoß auszuhalten hatte, war in dieser Art der Kriegsführung ausgezeichnet. Dem 60jährigen, feurigen, aber zuweilen sich übereilenden Hotze gegenüber stand an der Linth der 30jährige, kalte, verschlossene, ausdauernde Soult. Zunächst bei seiner Person behielt Massena den tapfern Oudinot, welcher selten aus einer Schlacht ohne eine Wunde herauskam, und jetzt schon im 34sten Lebensjahr eine nicht kleine Zahl auf dem Leibe trug, die sich späterhin noch bedeutend vermehrte. Die leichte Kavallerie, wo sie wirksam auftreten konnte, führte öfter General Ney, von Napoleon später der Tapferste der Tapfern, von den Soldaten der rothe Peter genannt, damals 30 Jahre alt, eine lange Figur mit rothen Haaren; noch größer war Mortier (der 1835 von Fieschi's Maschine getödtete Herzog von Treviso), mit einem langen, steifen Zopf und einer geistlosen Schildwachgestalt; die schwere oder Reserve-Kavallerie befehligte General Klein, ein Elsasser, auch kein großer Geist, aber ein tapferer Soldat. An der Spitze der Artillerie stand der 67jährige Citoyen (vor und nach der Revolution Vicomte de) la Martilliere, ein in seinem Fache ausgezeichneter Militär und liebenswürdiger Franzose der alten Zeit. Viele junge Leute aus guten Familien, welche aber die Kriegesbeschwerden zu ertragen sich nicht getrauten oder deren Eltern sie der Kriegsgefahr zu entziehen suchten, befanden sich unter dem ärztlichen Personal, was

für die armen Verwundeten zuweilen kein großer Gewinn war. Die Kriegskommissäre und Verpflegungsbeamten der französischen Armee und ihre Thaten zu schildern, fehlt hier bei weitem der nöthige Raum.

Ein auffallendes Widerspiel gegenüber dem französischen bot das russische Kriegsheer dar. Die Mannschaft der regulären Regimenter bestand bei den Russen in der Mehrzahl aus kräftigen, gesunden Männern im Alter von 25 bis 40 Jahren, meistens von mittlerer Größe, indem selbst die Grenadiere nicht über 5′ 5″ französisch maßen. Von Natur waren diese Leute nichts weniger als unbeholfen, aber durch Exerziren und Dienstesvorschriften zum steifen Puppenwesen gewaltsam dressirt.

Kaiser Paul hatte der Armee, namentlich der Infanterie, eine ganz zweckmäßige Kleidung entzogen und sie in die altpreußische Uniform eingezwängt, welche die Preußen selbst schon seit zehn Jahren wenigstens in einigen Beziehungen vereinfacht hatten. Die Infanterie trug einen enge anschließenden Rock von sehr geringem dunkelgrünem Tuch, mit Aufschlägen, deren Farbe je nach den Regimentern verschieden war, kurze, weiße Hosen, hohe übers Knie reichende schwarze Ueberstrümpfe Die Kopfbedeckung der Musketiere war der dreieckige Hut, diejenige der Grenadiere eine hohe, spitzige Blechmütze. Die Jäger trugen Stiefeln, welche bis an die Kniekehle reichten, und eines dieser Regimenter (Titow), früher das liefländische Jägerkorps geheißen, war durch eine reichere Uniform von meergrüner Farbe ausgezeichnet. Sonst hatte die gesammte Infanterie ein sehr steifes Aussehen. Sie trug den altpreußischen langen Zopf und war im Paradeanzug ebenso weiß gepudert, als der Franzose. An der Bewaffnung der russischen Infanterie fiel das Bajonet in die Augen, welches beinahe die doppelte Länge des französischen hatte. Bei den Jägern war statt desselben das Waidmesser auf die kurze Büchse aufgepflanzt.

Die Infanterie war in Grenadier- und Musketier-Regimenter zu 2 Bataillons eingetheilt. Jedes dieser Bataillone hatte 5 Kompagnieen.

Dagegen gab es noch aus den Flügelkompagnieen von je 2 Regimentern „zusammengesetzte Grenadierbataillons" zu 4 Kompagnieen. Jede Kompagnie hatte eine Fahne. Wenn aber das Bataillon ausrückte, so erhielten alle vier oder fünf Fahnen ihren Platz neben einander vor der Mitte des Bataillons. Die Offiziere trugen im Dienste neben dem Degen den Sponton, welcher einer Halparte ähnlich sah und dessen Klinge der kaiserliche Adler zierte, ebenso die Unteroffiziere das dem Sponton ähnliche sogenannte Kurzgewehr. Durch schöne Haltung machte sich das Grenadier-Regiment Sacken (sonst St. Petersburgisches) bemerklich.

Die Exerzitien und Manöver waren gleich der Formation die altpreußischen. Obschon ein Bataillon aus fünf Kompagnieen bestand, wurde es zum Manövriren in 4 Divisionen, 8 Plotons und 16 Züge abgetheilt, und so erhielten nicht alle Offiziere ihre Eintheilung zu ihren Kompagnieen, sondern der im Range älteste Hauptmann kam auf den rechten, der zweite auf den linken Flügel des Bataillons, und von den Unteroffizieren der größte auf den rechten und der andergrößte auf den linken Flügel u. s. f. Die Manöver waren zum Theil sehr künstlich und schwierig, allein da die Leute beinahe zeitlebens dienen mußten, so ging alles mit großer Raschheit und Genauigkeit vor sich. Namentlich wurde auf dem Exerzirplatz, ebenfalls nach preußischem System, mit ungemeiner Schnelligkeit gefeuert, und da es hierin ein jedes Regiment dem andern zuvorthun wollte, so schlich sich wie bei den Preußen der Mißbrauch ein, daß beim Geschwindfeuern der Mann gar nicht den Ladstock zog, sondern, wie die Patrone im Lauf war, mit dem Gewehrkolben gegen die Erde stieß, wodurch die Patrone hinunter fiel und durch das konische Zündloch das nöthige Pulver auf die Pfanne fiel, da dann sogleich das Gewehr aufgenommen und losgeschossen ward. Das machte sich wegen des rasch fortlaufenden Feuers ganz hübsch; da aber doch zuweilen die Patronenhülse nicht hinunter fiel und etwa ein Gewehr platzte und Unglück erfolgte, so war dieses Verfahren im

Reglement ausdrücklich untersagt. Dessenungeachtet wurde es fortgeübt, und wie es scheint selbst vor dem Feinde, denn die Franzosen sagten, der Russe thue drei Schüsse, ehe der Franzose den zweiten gethan. Auf das Tirailliren war die Linieninfanterie nicht eingeübt, aber da der Russe tapfer ist, so gab sich das Tirailliren im durchschnittenen Gelände von selbst, wenn tüchtige Offiziere die Truppen kommandirten. Wenigstens hatten die Regimenter, welche Suworow in Italien kommandirte, in mehreren Schlachten den Feind auch aus Gärten und Weinbergen zu vertreiben verstanden. Jedenfalls waren die Jäger etwas gewandter in ihren Bewegungen, als die übrige Infanterie. Ein Jägerregiment war aber nur halb so stark als ein Infanterieregiment, nämlich zirka 850 Mann, welche dennoch in 2 Bataillone formirt waren. Im übrigen befanden sich unter der russischen Infanterie überhaupt viele alte kriegsgewohnte Soldaten. Die meisten Regimenter hatten wenige Jahre zuvor rühmlich gegen die Polen und früher gegen die Schweden oder Türken gefochten.

Dagegen hatte Suworow, wenigstens mit Beziehung auf die russische Bewaffnung und Munition, ganz recht, als er äußerte: „Die Kugel ist eine Thörin, das Bajonet ein ganzer Mann.“ Namentlich war das russische Schießpulver von überaus schlechter Beschaffenheit.

Nachtheilig für die Beweglichkeit und Schlagfertigkeit des russischen Heeres war sein unmäßiger Troß, welcher den sehr zahlreichen der damaligen Oesterreicher und Preußen noch übertraf. Die russischen Infanterieregimenter waren in ihrer Stärke den preußischen gleichgestellt und zählten 1800 bis 1900 Mann. Bei den Preußen hatte ein solches Regiment 23 bis 25 reglementarische Fuhrwerke (ohne die requirirten) und 300 Pferde; bei den Russen stieg die Zahl der Fuhrwerke bei einem Regiment auf mehr als 100, indem auch die Zelte auf Wagen geführt wurden, und die Zahl der Pferde betrug bei jedem dieser Regimenter 460 bis 500 Stück. Die Ursache liegt in dem eigenthümlichen

Verpflegungssystem der Russen. Je 7 Mann bilden, ähnlich unserm Ordinäri, eine „Artel", welche ihren besondern Karren für Lebensmittel und das kleine Eigenthum der Leute hat. Von diesen 7 Mann sind 2 dem Dienst in der Fronte entzogen, indem einer den Karren führt und einer ihm als Bedeckung zugetheilt ist. So kam es, daß Korsakow's Armee neben 35,517 Mann (wobei 8000 Mann Kavallerie) 21,566 Pferde zählte, und daß von dem gedachten Mannschaftsbestand wenigstens 5000 Fuhrleute, Bediente, Marketender u. dergl. in Abzug fallen.

Die Reiterei dieses Heeres bestand aus Kürassieren, Dragonern, Husaren, Tartaren und Kosaken. Die Kürassiere bekam man in Zürich nicht zu sehen, sie hatten in der Gegend von Schaffhausen Halt gemacht und sollten erst nachrücken, wenn die Armee vorwärts gehen würde. Die Dragoner (in grasgrüner Uniform) hatten kleine unansehnliche, wenn auch dauerhafte Pferde, waren aber schlechte Reiter. Dagegen zog das Husarenregiment des Generals Likoschin (sonst Sumisches), welches in 10 Eskadronen mit 1800 Pferden durch die Stadt zog, aller Augen auf sich, wozu freilich die elegante Uniform (strohgelbe Dolmans, himmelblaue Pelze, weiße Beinkleider) auch ihr Teil beitrug. Es war aber in der That eine ausgezeichnete und von guten Offizieren geführte Truppe. Das Tartarenregiment war ein reguläres Lanzenreiterkorps in polnischer Tracht, mit rothen Kurtkas, weiten dunkelblauen Pumphosen, schwarzem Kolpack mit weißem Federbusch u. s. w., bewaffnet mit türkischen krummen Säbeln und Lanzen, an welchen bei den Adelichen, welche vielleicht ein Drittheil des Korps ausmachten, ein blau und roth geflammtes Fähnlein flatterte. Von Kosaken befanden sich bei Korsakow's Armee 4 Regimenter, von denen jedes 500 Mann, aber mehr als die doppelte Zahl von Pferden hatte, deren eine Menge ledig neben den Reitern herlief. Man sah aber selten ein ganzes Regiment beisammen, sondern meist nur einzelne Sotnen (Kompagnieen). Sie ritten nicht in Reihe und Glied, sondern in einem regellosen Haufen, auch ohne Kriegs-

musik; ebensowenig hatten sie eine Uniform, die Offiziere zwar trugen scharlachrothe Röcke, der gemeine Mann aber ein beliebiges Kleid, wie er es eben vermochte. Da sonst alle gesittete Welt damals glatt ums Kinn war, so waren auch die langen Bärte der Kosaken etwas Neues. Uebrigens gab es auch Unbärtige unter ihnen, junge Buben, die mit dem Vater und Großvater in den Krieg ritten. Meist waren es gutmüthige Kerle. Ritten sie durch die Stadt, so riefen sie den Zuschauern ein bittendes „Bru", womit Brot gemeint war, nach dem Fenster hinauf und nickten freundlich, wenn ihnen ein Stück an die emporgehaltene Pike angespießt wurde. Ihre kleinen Pferde waren von merkwürdiger Gelenkigkeit. Mehr als einen dieser Reiter sah man die Stufen der steinernen Treppe an der Münsterterrasse herauf oder herab reiten. Helden aber vor dem Feinde waren sie nicht. Zwei französische Husaren jagten in Oberstraß auf eine weite Strecke ein Dutzend Kosaken vor sich her; auch zeigten sie sich zuweilen grausam, indem sie den vom Pferde stürzenden oder verwundeten Feind nicht zum Gefangenen annahmen, sondern so lange auf ihn losstachen, bis er todt war, wenn nicht etwa ein Offizier dazwischen kam und sie zur Ordnung wies. Martin Usteri, der bekannte liebenswürdige Dichter, hat eine treu skizzirte Gruppe aus dem Lager der Kosaken hinterlassen. Man sieht darauf einen Kosaken in voller Rüstung zu Pferd, und andere, welche in ihren Lagerhütten ruhen oder umherstehen. Diese Lagerhütten waren von der nämlichen Art, wie die Russen nach der Beschreibung des Barons Herbenstein schon vor 300 Jahren sie erbauten. „Sie machen", schreibt er, „aus dem Gesträuch, so sie gebogen in die Erde stecken, Hütten; diese bedecken sie mit den Reitmänteln, womit sie ihre Sättel, Bogen und anderes dergleichen verwahren und sich vor dem Regen beschirmen mögen." Diese Kosakenhütten hatten ungefähr die Gestalt eines liegenden Torfkorbs, indem sie von vorn nach hinten sich verengten, auch fand in jeder nur Ein Mann und dieser nur zum Liegen Platz. Hin und wieder, doch

selten, sah man auch die Hütte eines Kalmücken, deren auch Usteri in sein Bildchen eine aufgenommen hat. Diese bestand lediglich aus einem flachen, auf vier kurzen Pfosten ruhenden Dache, so niedrig, daß der Bewohner nur platt auf dem Bauche liegend unter demselben Raum fand. Diese Kalmücken befanden sich nicht in ganzen Korps bei der Armee, sondern es waren vereinzelte Leute unter den Kosaken, vielleicht von Vätern abstammend, die in früherer Zeit über den Don zu den Kosaken entwichen, sei es, weil sie einer Strafe verfallen waren oder weil sie sich zum Christenthum bekehren wollten. Noch heut zu Tage findet man in den Kosakenregimentern hin und wieder einen solchen Kalmücken, welche von den auf der kaukasischen Linie in eigenen Regimentern kolonisirten zu unterscheiden sind.

Als Usteri das erwähnte Bild entwarf, fiel sein Zeichnen den Kosaken auf und es bildete sich um ihn eine Gruppe, welcher sich ein ungarischer Husar von den Grenzern, welche damals noch nicht alle abgezogen waren, beigesellte. Der Husar bemerkte ihm, die Kosaken hielten ihn für einen Spion, worauf der Künstler dem Husar die Zeichnung vorwies und dieser den Kosaken das Unschuldige der Sache zu erklären suchte. Die Kosaken nahmen dann das Blatt in die Hand und drehten es nach allen Seiten, aber das Bild wußten sie nicht aufzufassen und stellten das Papier bald mit gleichgültiger Miene wieder seinem Eigenthümer zurück.

Die russische Artillerie bestand größtentheils aus den jedem Infanteriebataillon zugetheilten Sektionen, jede von 2 Kanonen. Das in Batterieen von 12 Stücken eingetheilte Reservegeschütz war noch nicht vollständig eingetroffen, weßhalb noch eine Kompagnie österreichischer Kanoniere in Zürich bei Korsakow's Armee zurückgelassen worden war. Die russischen Artilleristen und ihre Offiziere schienen von der Aufstellung und Anwendung des Geschützes sehr mangelhafte Kenntnisse zu haben.

Ueber die russischen Offiziere wurde verschieden geurtheilt. Es gab Leute, welche, da sie selbst nicht russisch verstanden, meinten, der Russe, welcher sie nicht verstand, sei ein unwissender Mensch. Allerdings fand man unter der Infanterie Offiziere, deren Bildung und Sitte auf ziemlich niederer Stufe stehen mochte. Es ist keine Uebertreibung, daß ein solcher in seinem Quartiere mit Erlaubniß des Hauswirths ganze Talgkerzen verzehrte. Die Husarenoffiziere waren dagegen ein sehr anständiges Korps, mehrere derselben sprachen französisch. Am beliebtesten waren die Offiziere des Jägerregiments Titow, welche dem liefländischen Adel angehörend, ein angenehmes Deutsch sprachen. Eben so finden sich in dem Offiziersetat des Musketierregiments Essen III. (sonst Wyborg) unter den 57 Namen, welche er begreift, ein Viertheil Deutsche. Viele russische Offiziere waren leidenschaftliche Spieler, und bald entsproß auf dem Zunfthause zur Schneidern eine Spielbank, welche zahlreichen Zuspruch auch von jungen Herren des Zivilstandes fand und in mehr als einer Familie traurige Folgen hinterließ.

Was soll von den russischen Generalen, namentlich dem Oberbefehlshaber Korsakow gesagt werden? — Sie wurden ja geschlagen, komplet geschlagen, also taugten sie nichts. So wenigstens pflegt man in der Regel zu urtheilen, und fügt etwa hinzu: „Kann man verkehrter handeln als dieser Korsakow? Ich einmal, ich bin kein Militär, aber so hätte ich nicht gehandelt u. s. f.“ Es ist aber nicht ohne Nutzen, sich in die mögliche Anschauung des Verurtheilten selbst hinein zu denken und dann mag sich doch zuweilen herausstellen, daß er oft weniger das Opfer seiner eigenen Unfähigkeit als vielmehr ungünstiger Zufälligkeiten oder solcher Verhältnisse war, welche zu überwinden nicht in seiner Macht lag.

Es sind über den Generallieutenant Rimski-Korsakow eine Unzahl Histörchen und Aeußerungen zu lesen, welche ihn als einen unwissenden, eiteln und übermüthigen Tropf bezeichnen sollten. Wie konnte er denn aber, so fragen wir, hernach mit kurzer Unterbrechung während vielleicht

30 Jahren die wichtige Stelle eines Gouverneurs von Wilna bekleiden, welche er erst zur Zeit der polnischen Revolution von 1831 verließ, als anstatt des von den Polen wegen seiner Humanität und Milde geschätzten Greisen ein strengerer Gewalthaber die von zahlreichen Feinden innerhalb und außerhalb ihrer Mauern bedrohte Hauptstadt Lithauens dem Kaiser zu erhalten hatte? Auch behielt er in der ihm lieb gewordenen Stadt seinen Aufenthalt und schloß daselbst 1840 in seinem siebenundachtzigsten Altersjahre sein Leben, von Vielen, die ihn näher kannten, geachtet und geschätzt.

Alexander Michailowitsch Korsakow war im Jahre 1753 geboren. Er soll seine militärische Laufbahn in der Garde begonnen und bei der Kaiserin Katharina in besonderer Gunst gestanden haben. Was das letztere anbetrifft, so läßt sich wenigstens nicht annehmen, daß sein Aeußeres ihm dieselbe erworben, denn wenn es auch nicht unvortheilhaft war, so hat ihn Niemand eigentlich zu den schönen Männern gerechnet. (Er war von mittlerer Größe, breitschulterig, wohlgenährt.) Später wurde er zu einem Feldregimente versetzt, und im Türkenkriege vom Jahr 1789 erwähnt ein Bericht des Obersten Korsakow, welcher am 1. und 6. April bei Birlat in der Moldau zwei wiederholte Angriffe der ihm an Zahl weit überlegenen Türken an der Spitze seiner Brigade zurückschlug. Da man ihn für einen talentvollen Militär hielt, so sandte ihn der Hof 1794 nach den Niederlanden zu der österreichischen Armee, um im Gefolge des Prinzen von Koburg an dem Feldzuge gegen die Franzosen Theil zu nehmen. Auch 1799 war das Armeekorps, dessen Befehl ihm übertragen wurde, anfänglich bestimmt, nach den Niederlanden zu gehen, und erst auf dem Marsche erhielt es die neue Bestimmung nach der Schweiz. Die Instruktionen, welche er vom Kaiser erhielt, waren geeignet, ihn in vielfache Verlegenheit zu bringen. Er sollte mit den Oesterreichern in gutem Vernehmen bleiben, ohne sich in etwas zu vergeben, und gleichzeitig sollte er die Wünsche der englischen

Bevollmächtigten berücksichtigten, welche diese russischen Truppen bezahlten. Auch mag Kaiser Paul vorausgesetzt haben, Korsakow* dürfte schwerlich in den Fall kommen, lange Zeit ein selbstständiges Kommando zu führen. Sobald nämlich Suworow's Vereinigung mit ihm vollzogen war, trat Korsakow in eine untergeordnete Stellung zurück, da bei Suworow's Armee ohne den Feldmarschall wenigstens zwei an Rang dem General Korsakow vorgehende Generale, Rosenberg und Derfelden, sich befanden. Als Kommandant einer Division aber hätte dann Korsakow seine Stelle so gut ausgefüllt, wie mancher Andere. Auch scheint er sich in der That nach der Unterordnung unter Suworow's Kommando gesehnt und sich gescheut zu haben, eigenem Ermessen oder auch von ihm als gut anerkannten Räthen Anderer zu folgen. Seine Hauptsorge war, jeder Verantwortlichkeit zu entgehen, und für diesen Zweck glaubte er sich am besten zu benehmen, wenn er die Vorschriften, welche ihm Suworow aus Italien sandte, buchstäblich befolgte. Kaiser Paul entsetzte den General in Folge seiner Niederlage und entzog ihm sein Regiment. Allein Alexander schenkte ihm nicht nur wieder seinen Rang in der Armee, sondern beförderte ihn noch zu der angezeigten Stelle. In den Protokollen der Stadt Zürich hat dieser General wie seine Armee den großen Ruhm hinterlassen, daß ihrer beinahe gar nicht gedacht ist, indeß während der Franzosenzeit die Geschichte der Requisitionen und Kontributionen aller Art den Hauptinhalt jener Protokolle bildet. Die russische Armee sorgte für alles selbst. Sie buck ihr Brot und ihre Sucharren (Zwieback) aus dem Mehl, das sie mit sich führte, und bezog die übrigen Lebensmittel aus ihren Magazinen. Die Mannszucht wurde auf's strengste beobachtet, nur wurde hie und da durch die hungrigen Soldaten von dem auf dem Felde stehenden Früchten etwas weggenommen. Alle Zumuthungen aber für die Tafel und das Büreau, welche die Generale anderer Armeen (die Franzosen in ungewohnter Ausdehnung) sich erlaubten, wurden von Korsakow unter-

lassen, der z. B. für das zu seinem eigenen Gebrauch bestimmte Licht selbst besorgt war, und nur ein kleines Geschenk von Wein (das einzige, was ihm angeboten ward) mit „bescheidenen Komplimenten" annahm.

Von den übrigen Generalen der Korsakow'schen Armee stand dem Oberbefehlshaber der Generallieutenant Fürst Alexis Gortschakow am nächsten; sein Einfluß auf denselben konnte indeß schon wegen des Zwanges, den die Befehle aus Petersburg dem Kommandirenden auflegten, nicht von Bedeutung sein. Der Generalmajor Prshibischewski hatte sechs Jahre später das Unglück, daß ihm hauptsächlich der Verlust der Schlacht von Austerlitz beigemessen und er durch ein schwer zu verstehendes Urtheil zum gemeinen Soldaten degradirt wurde. Generalmajor Sacken hingegen hat sich 1813 im deutschen Befreiungskriege durch seine freundliche Gesinnung für die Deutschen, und kräftige Unterstützung des alten Blücher in große Achtung gesetzt, und ist später bis zum Feldmarschall emporgestiegen. Auch die Generale Essen III. und Tutschkow haben in den spätern Kriegen, namentlich gegen die Türken und Franzosen gute Dienste geleistet. Von Ausländern bemerkte man in der Armee den Prinzen Alexander von Würtemberg, einen guten, aber etwas furchtsamen Herrn, welcher bei den Russen auch später nie zu großer Achtung gelangte, indem er den Zunamen Schischka (das Ueberbein) erhielt. Auch ein Bürger von Zürich war erst seit einem Jahre als Generalmajor in russischen Dienst aufgenommen worden, Heinrich Hirzel, früher als Oberstlieutenant im französischen Schweizerregiment Steiner, von dem König von Frankreich mit dem Titel eines Grafen von Saint-Gratien beehrt. Er fand keine Gelegenheit, sich im russischen Dienst Lorbeeren zu erwerben, war auch schon zu alt, um die Strapazen des Krieges munter auszuhalten.

Die französischen Generale waren weit entfernt, ihre dem äußern Anschein nach ziemlich unbeholfenen Gegner zu verachten; im Gegentheil fanden sie angemessen, die jüngern Soldaten, unter welchen

sich seit Suworow's Siegen in Italien übertriebene Sagen von der Furchtbarkeit des neuen Feindes verbreitet hatten, durch kleinere Gefechte mit dessen schwacher Seite bekannt zu machen und ihnen das nöthige Selbstvertrauen beizubringen. Dieß geschah besonders durch den am 8. September um 1 Uhr nach Mitternacht durch General Mortier ausgeführten Ueberfall der russischen Vorposten an der Sihl bei Adlischweil. Die Russen wurden überrascht und die Franzosen drangen bis ins Dorf Wollishofen vor, zogen sich dann aber wieder in ihre Stellung zurück. „Wir würden viele Gefangene gemacht haben", berichtete Massena, „wenn sich die Russen hätten ergeben wollen; man mußte sie aber umbringen, und wir nahmen nur etwa 12 Mann, von denen die meisten verwundet waren". Das kurze Gefecht, in welchem das Bajonet war gebraucht worden, hatte den Franzosen nach ihrer eigenen Angabe 60 Mann gekostet; den Verlust der Russen schlugen sie auf 150 an.

Mit großem Nachdruck betrieben die Franzosen ihre Vorbereitungen zu dem Uebergang über die Limmat. Schon am 17. September wurden in Bremgarten, Mellingen, Dietikon u. s. w. alle Pferde, Zugvieh und Wagen requirirt. Aus dem französischen Depot bei Brugg wurden 10 Pontons und 12 Kähne, und vom Zuger- und Neuenburgersee 15 Schiffe nach Dietikon geführt, welche bereits am 19. September in der Nacht daselbst eintrafen und hinter dem Dorfe abgeladen wurden. Dagegen wurde am hellen Tage bei Gebisdorf eine fliegende Brücke errichtet und bei Brugg und Vogelsang mit einigen Schiffen und anderm Material Verschiedenes vorgenommen, was die Russen auf den Glauben bringen sollte, es werde ein Uebergang bei der Stille versucht werden. Dieser Gedanke konnte um so eher Eingang finden, da Massena schon am 30. August wirklich einen solchen Versuch daselbst unternommen hatte, welcher aber in Folge örtlicher Schwierigkeiten hatte aufgegeben werden müssen. Alle nach Dietikon gebrachten Schiffe waren nur zum Ueber-

schiffen von Infanterie bestimmt. Die eigentliche Schiffbrücke für Reiterei und Geschütz stand noch in der Reuß bei Rothenschwyl.

Diese Zurüstungen blieben indessen keineswegs ein Geheimniß. Man vernahm die Sache in Zürich durch vertraute Leute von Dietikon und theilte sie dem russischen General mit. Dieser aber nahm die Nachricht für unbedeutend auf. Seine Sorglosigkeit theilte auch der englische Bevollmächtigte Wickham in dem Maße, daß er auf den 25sten ein großes Festessen zur Feier der Ankunft Suworow's dießseits der Alpen anordnete. Zwei Grenadierbataillone und ein Pulk Kosaken, welche nächst dem Kloster Fahr im Lager standen, schienen genügend, einen ersten Uebergangsversuch der Franzosen abzuwehren. Ueberhaupt dachte Korsakow weniger an den Fall einer Vertheidigung, als an den ihm aufgetragenen Angriff, und diesen glücklich auszuführen zweifelte er nicht, wofern er er sich pünktlich an ein Rezept hielt, welches ihm sein genialer Oberbefehlshaber aus Italien zugeschickt hatte, das Einüben des Bajonetangriffs mit dem in Linie aufmarschirten Bataillon:

Bataillon! vorwärts Marsch!

Dann folgt eines der drei nachstehenden Kommando's:

1. Zur Attake auf den Feind in schiefer Linie!

Das Gewehr wird in zwei Tempo's in die rechte Hand genommen (das schweizerische Senkt's Gewehr) und das Bajonet ein wenig abwärts gehalten. Die Fahnen (welche sonst ein paar Schritte vor der Fronte standen) treten in die Fronte ein.

Marsch, Marsch! mit dem Bajonet! Hurrah!

oder:

2. Zur Attake auf die feindliche Kavallerie! Marsch, Marsch! mit dem Bajonet! Hurrah! Schlagt drein!

oder:

3. Zur Attake auf die feindlichen Reserven! Marsch, Marsch! mit dem Bajonet! Hurrah! Schlagt drein!

Alles geht im Laufschritt vorwärts und so lange nicht dreingeschlagen wird, mit vorgehaltenem Gewehr. Dabei soll man trachten, bestmöglichst geschlossen zu bleiben und nicht auseinander zu kommen. Damit man im Vorrücken bleibe, soll man sich nicht mit Richten aufhalten, wenn etwa der eine oder andere Flügel ein wenig zurück ist. Die Gemeinen stechen mit den Bajoneten.

So ungefähr lautet der wesentliche Theil der Anleitung. Um die Sache den Leuten faßlicher zu machen, stellte man zwei Bataillone in Fronte gegen einander auf und stürmte auf einander los, so daß jede Rotte zwischen zwei vorüberstehenden mit gefälltem Bajonet hindurchdrang, und es dem Zuschauer unbegreiflich war, daß es ohne Schaden ablief. Es war ein drolliges Schauspiel, den Angreifer auf der Hinterseite des Gegners heraustreten zu sehen mit furchtbar ernster Miene und dem offenen Munde, aus welchem das in einem heulenden Tone ausgestoßene Hurrah erschallte.

In der Anleitung ist nicht gesagt, worin die anbefohlene schiefe Linie zu bestehen, noch weniger was sie zu bedeuten habe, vielleicht weil sie bei andern länger bestehenden Manövern bereits ins Kommando aufgenommen war. Seit Friedrichs des Großen Sieg bei Leuthen glaubte man in der schiefen Linie den Höhepunkt aller Feldherrnkunst versteckt zu finden, und indem man sich abmühete, ihn zu erreichen, ging es zuweilen in einem andern Sinne schief. Bei dem hier angezeigten Manöver scheint sie lediglich das Verhalten der Bataillone zu einander bezeichnet und den staffelförmigen Angriff angedeutet zu haben.

Eine zweite Art des Angriffs wurde eingeübt in zwei Treffen, das erste in Linie, das zweite in Kolonne. Anfänglich marschirte man im Feldschritt unter wechselndem Spiel der Tamburen (Barabanschtschiki) und Musik (Musikanti). Sobald man dann ins Kartätschenfeuer kam, gab der Bataillonskommandant ein Zeichen mit dem Degen, worauf die

Leute laufen mußten, und sobald man bis an wenige Schritte dem Feinde nahe gekommen war, so erschallte wieder das Kommando:

Marsch, Marsch! mit dem Bajonet! Hurrah!

In der Nacht vom 23. auf den 24. September ließ Massena die Schiffbrücke bei Rothenschwyl abbrechen und die Schiffe auf der Reuß nach Bremgarten hinab führen, wo sie aus dem Fluß gezogen und auf Wagen geladen wurden. Diese fuhren am 24. über den Berg nach Dietikon, trafen in der folgenden Nacht daselbst ein und fuhren hinter dem Dorfe auf, ohne daß die Schiffe abgeladen wurden.

Zwischen der Limmat und der Repisch ist eine für den Militär sehr beachtenswerthe Gegend, die Hochebene von Urdorf. Eine bedeutende Truppenmasse kann sich hier verdeckt aufstellen und dem von Zürich auf den Straßen von Baden und Bremgarten vorgehenden Feind nachdrücklichen Widerstand leisten. Hier versammelte nun Massena in der Nacht vom 24. zum 25. September diejenigen Truppen, welche die Limmat bei Dietikon überschreiten sollten. Es waren etwa 14,000 Mann Infanterie und 2000 Reiter unter General Lorge. Gleichzeitig sollte General Mesnard, welchem nur 3000 Mann Infanterie und etwa 1000 Reiter gelassen wurden, bei der Stille zum Schein einen Uebergang versuchen, und General Mortier mit 10,000 Mann Infanterie und 800 Reitern von Kilchberg, Leimbach und dem Uetliberg her einen kräftigen Angriff auf Wollishofen und Wiedikon unternehmen. Ein Reitercorps von 2000 Pferden unter General Klein von einiger leichter Artillerie unterstützt, stellte sich bei Altstetten zur Beobachtung des Sihlfeldes auf und deckte in solcher Weise die rechte Flanke der Uebergangstruppen, und 3000 Grenadiere unter General Humbert standen bei Albisrieden als letzte Unterstützung nach der einen oder andern Seite bereit.

Auch einige Kompagnieen Schweizer (zirka 600 Mann) von einem Korps, welches die helvetische Legion hieß, befanden sich bei den zum

Uebergang bei Dietikon bestimmten Truppen. Es war eine stehende Truppe, deren Offizierskorps sich im Laufe des Krieges von einiger Spreuer gereinigt hatte und einige ganz tüchtige Männer in seiner Mitte zählte. Die Mannschaft, zum größern Theile aus den Kantonen Leman (jetzt Waadt), Basel und Zürich, war kriegsgewohnt, tapfer, aber wo sich die Gelegenheit dazu zeigte, zuchtlos und raublustig, und daher im eigenen Lande mehr gefürchtet, als Franzosen und Russen.

In der nämlichen Nacht, da die Franzosen in der angegebenen Weise ihre Streitkräfte gegen Zürich zusammenzogen, ließ Korsakow 5 Bataillone nach der Linthgegend aufbrechen. Diese waren bestimmt, nebst dem schon früher dorthin entsendeten Jägerregiment Titow das österreichische Armeekorps des Feldmarschall-Lieutenant Hotze für den, wie oben erwähnt worden, auf den 26sten festgesetzten Angriff zu verstärken. An ihrer Stelle erwartete Korsakow auf den Abend des 25sten die Ankunft einer Brigade kurbayerischer Infanterie, welche schon am 23sten in Schaffhausen eingetroffen war. Dieser sollten dann noch einige russische Reiterregimenter und das in russischen Diensten stehende Korps französischer Ausgewanderter unter dem Prinzen Condé nachfolgen. Jetzt aber hatte der russische Feldherr bei Zürich weit geringere Streitkräfte, als der ihn bedrohende Gegner.

An der untern Limmat stand Generallieutenant Durassow mit 6000 Mann Infanterie, 1600 Dragonern und einigen hundert Kosaken. Davon lagerten 2 Grenadierbataillone unter Generalmajor Markow unweit dem Kloster Fahr, die übrigen Truppen bei Würenlos, Kloster Wettingen, endlich beim Schloß Freudenau der Stille gegenüber. Kleinere Abtheilungen bewachten das Flußufer der Aare von Döttingen bis Koblenz.

Bei Wollishofen und Wiedikon kommandirte Generallieutenant Fürst Gortschakow ungefähr 9000 Mann Infanterie, 2000 reguläre Reiter und vielleicht etwa 1000 Kosaken. Davon hielten 3000 Mann

unter Generalmajor Essen III. das Dorf Wollishofen und die dortigen Höhen besetzt, die übrigen lagerten im Sihlfeld.

In der Stadt Zürich, in welcher ein ungeheurer Troß angehäuft war, lag eine Besatzung von 2000 Mann (einschließlich eines schwachen Zürchermilizbataillons). Der Ueberrest der Armee (4000 bis 5000 Mann) lagerte theils auf dem Hottingerboden, theils bei Oberstraß, theils bei Seebach. Die beiden Kürassierregimenter waren aus dem Kanton Schaffhausen noch nicht nachgerückt.

Zu Korsakow's Armee zählten auch die von England besoldeten Schweizerregimenter Roverea und Bachmann, allein diese waren einstweilen zu der Operation in der Linthgegend bestimmt. Roverea stand in Stäfa und von Bachmann das erste Bataillon in Meilen, das zweite noch in der Organisation begriffene in Winterthur.

So standen also von Zürich bis unterhalb Baden dem 36,000 Mann starken Angreifer höchstens 25,000 Vertheidiger gegenüber. Diese hätten indessen, besser geführt, bei der Tapferkeit ihrer Mannschaft hingereicht, den Feind so lange aufzuhalten, bis die Ankunft der über Schaffhausen im Anmarsch begriffenen Reserven das Gleichgewicht hergestellt oder Suworow's Vordringen die Franzosen zu Theilung ihrer Streitkräfte gezwungen hätte. Allein neben der Minderzahl führten noch andere Uebelstände eine gänzliche Niederlage herbei.

Der von den französischen Offizieren gewählte Uebergangspunkt befindet sich 700 bis 800 Schritte oberhalb Dietikon, wo die Limmat einen nach dem linken Ufer eingehenden Bogen beschreibt; die Landstraße nähert sich hier dem Flusse auf 40 bis 50 Schritte. Die jenseitige Halbinsel ist größtentheils mit Gehölz bewachsen. In demselben waren Kosaken postirt, welche das Ufer überwachten. Jenseits des Gehölzes ist eine offene Fläche, die Holzzelg, wo die beiden Grenadierbataillone ihr Lager hatten. Die Feldwachen derselben oder vielmehr eine starke Vorhut lagerte näher am Flusse in der Weid bei Glanzenberg.

Die Aufstellung der französischen Artillerie, welche den Uebergang zu beschützen hatte, beiläufig 20 Stücke verschiedenen Kalibers, leitete der Chef d'Escadron (Kommandant) Foy, der nachmals als geistvoller Parlamentsredner und ehrenwerther Geschichtschreiber des spanischen Krieges berühmt gewordene General. Ein Theil des Geschützes wurde so aufgestellt, daß die jenseitige Halbinsel unter ein Kreuzfeuer gebracht wurde. Die schwersten Kaliber wurden dagegen eine Viertelstunde unterhalb Dietikon, Oetweil gegenüber, auf einem Punkte aufgestellt, von wo die von der Würenloser Trotte herführende Straße der Länge nach bestrichen und der Anmarsch der im Lager bei Würenlos stehenden russischen Truppen aufgehalten werden konnte.

Als es völlig finster war, wurden die zum Ueberführen der Avantgarde bestimmten Schiffe von den Pontoniers und 3000 Infanteristen auf das Flußufer getragen und in größter Stille niedergelegt. Die sonst so wachsamen Kosaken entdeckten nichts davon; vielleicht lag jetzt schon der dichte Nebel auf dem Flusse, welcher einige Stunden später die Ueberschiffung begünstigte.

Diese erfolgte am 25. September früh um 5 Uhr. Rasch wurden die Schiffe ins Wasser gestoßen und in einem Augenblick waren über den nur 200 Fuß breiten Fluß 700 bis 800 Mann herüber geschifft. Das Geräusch der Stachel machte die russischen Vorposten aufmerksam und sie gaben Feuer, aber die Außenposten des Lagers wurden von den Franzosen mit solcher Schnelligkeit überrascht, daß mehrere Russen in ihren Zelten erstochen wurden. Gleichzeitig eröffnete die französische Artillerie vom linken Ufer herüber ein lebhaftes Feuer. Die erwähnten zwei russischen Grenadierbataillone formirten sich in der ersten Ueberraschung in ein Viereck und schossen unter gewaltigem Hurrahrufen in den Nebel hinaus ohne Wirkung. Die Franzosen fuhren mit Ueberschiffen fort und begnügten sich, durch einzelne Plänkler, welche sich durch das Holz vorschlichen, den Russen das Feuer abzulocken. Als aber ungefähr

drei Bataillone übergeschifft waren, wurde zum Angriff geschritten, wobei die Artillerie ihr Feuer einstellte, um nicht die eigenen Leute zu treffen. Um 6 Uhr drangen die Franzosen aus dem Gehölze hervor. Die russischen Grenadiere, welche vom Geschütz und Tirailleurfeuer schon viel gelitten hatten, zogen sich nach der Anhöhe hinter dem Holz zurück, wo auch das Dragonerregiment, welches abgesessen war, in dem dortigen Weinberg sich aufgestellt hatte, und suchten hier, von 7 Kanonen unterstützt, sich zu halten. Allein bald waren sie von den durch beständiges Nachrücken frischer Mannschaft weit überlegenen Franzosen umzingelt und wurden größtentheils niedergemacht oder mit ihrem blessirten General Markow gefangen.

Ebenfalls um 5 Uhr eröffnete General Menard bei der Stille und dem Siggisberg gegenüber eine lebhafte Kanonade. Er ließ einige Kähne ins Wasser stoßen und stellte seine 3 Bataillone in einem offenen Gelände, und um stärker zu scheinen, in Einem Glied aufmarschirt zur Schau. Dieser Scheinangriff erreichte vollständig den beabsichtigten Zweck und hatte einen wesentlichen Antheil an dem großen Erfolge des Tages. Denn als Generallieutenant Durassow in Wettingen sowohl oberhalb als unterhalb von seinem Lager kanoniren hörte, so entschloß er sich, den General Markow im Stich zu lassen und marschirte mit seinen Truppen bis gegen Klingnau hinab. Erst am Nachmittag entdeckte er seinen Irrthum und setzte sich mit dem größern Theile seiner Division wieder thalaufwärts in Bewegung.

Da dieses Verfahren zu der Niederlage der Russen wesentlich mitwirkte, so trafen den General Durassow nicht nur die Vorwürfe Korsakows, sondern auch der Tadel aller Schriftsteller und Kritiker. Zur Entschuldigung dieses Generals möchte vielleicht zu berücksichtigen sein, 1. daß der Uebergang bei der Stille so gut in das Gebiet der Möglichkeit gehörte als derjenige bei Dietikon; 2. daß wenn der wahre Angriff bei der Stille stattgefunden und Durassow sich nicht bemüht

hätte, ihn zu hindern, die Franzosen den rechten Flügel Korsakows ebenso gut umgehen und den nämlichen Erfolg erreichen konnten, wie durch den Uebergang bei Dietikon; 3. daß Durassow vielleicht annehmen durfte, General Markow werde von Zürich aus unterstützt werden, und dann sei zugleich auf beiden angegriffenen Punkten geholfen; 4. daß man bis jetzt nicht weiß, wie Durassows Instruktionen lauteten.

Während des Gefechts mit der Brigade Markow war auch die französische Brücken-Equipage von Dietikon im Trabe herbeigeführt, am Ufer abgeladen und sogleich zum Bau der Brücke geschritten worden, bei welchem den Pontoniers die Soldaten der helvetischen Legion Nachhülfe leisteten. Gleichzeitig arbeiteten die mit den ersten Schiffen hinübergeführten Sapeurs an der Lichtung des Gehölzes und Herstellung eines Kolonnenweges durch dasselbe. In anderthalb Stunden war die Brücke beendigt und wurde von dem Rest der zum Uebergang bestimmten Truppen, namentlich der Kavallerie und Artillerie, überschritten. Massena, welcher persönlich zugegen war, übertrug nun den Befehl über den ganzen, auf der rechten Seite der Limmat stehenden Heerestheil dem General Oudinot. General Quetard wurde mit einigen Bataillonen gegen Würenlos entsendet. General Bontems überstieg den Höngger Berg und stellte sich bei Regenstorf und Dällikon auf. General Lorge, welcher soeben die Nonnen im Kloster Fahr durch sein brutales Benehmen in Schrecken gesetzt hatte, führte den Haupttheil gegen Höngg. Hier war kurz zuvor der russische Oberbefehlshaber persönlich und von einem einzigen Kosaken begleitet erschienen und hatte sich von dem verwundet zurückkehrenden Obersten des bei Kloster Fahr gestandenen Dragonerregiments über das Vorgefallene Bericht erstatten lassen. Da nun aber auch auf der Seite von Wollishofen das Gefecht begann, so hielt Korsakow den Uebergang bei Dietikon für eine bloße Demonstration. Anderer Meinung waren der englische Gesandte Wickham und der österreichische General Hiller, welche ihm ebenfalls begegneten

und sehr in ihn drangen, die Truppen aus dem Sihlfelde über das rechte Limmatufer herüber zu ziehen. Korsakow wollte dieß nicht eingehen, und es war den Franzosen ein Leichtes, die Trümmer der Brigade Markow, welche sich bei Höngg gesammelt hatten, aus diesem Dorf zu vertreiben. Die französischen Tirailleure verfolgten sie durch die längs der Straße liegenden Gärten und Weinberge bis gegen Wipkingen. General Lorge bemächtigte sich sodann des Wipkinger Berges und nahm hier eine Stellung. Seine Husaren streiften bereits auf der Straße von Kloten und näherten sich derjenigen von Winterthur. So standen die Sachen auf dieser Seite ungefähr um 11 Uhr Vormittags.

Inzwischen hatte zwischen 7—8 früh General Mortier mit großem Nachdruck seine Aufgabe ins Werk gesetzt. Wollishofen wurde von General Drouet (welcher zehn Jahre später als Graf d'Erlon in Tyrol die Bayern kommandirte) angegriffen und weggenommen; gegen Wiedikon bewegte sich General Brunet. Aber muthig rückten ihnen die Bataillone des Generallieutenants Gortschakoff entgegen; die Franzosen wurden wieder aus Wollishofen, Kilchberg und Adlischweil vertrieben und über die Sihl zurückgeworfen, wobei diese Dörfer übel mitgenommen wurden, und von Wiedikon stürmten die Russen dem weichenden Feinde bis nach der halben Höhe des Uetliberges nach. Ihre schulgerechten Feuer und ihre Hurrah wiederhalten mächtig an den Wänden des Berges.

Massena war von Dietikon nach dem Sihlfelde geeilt. Dieser Augenblick war ein kritischer; denn wenn die Russen den Kamm des Berges erreichten und kräftig über Uitikon auf Urdorf losgingen, so konnte die Sache noch eine ganz unerwartete Wendung nehmen. Massena ließ daher von seiner Grenadier-Reserve ein Bataillon zur Unterstützung Brunets nachrücken, und General Klein näherte sich dem Lager im Sihlfeld und fuhr seine Kanonen gegen dasselbe auf. Das Husarenregiment Likoschin, welches vor dem Lager in Linie aufmarschirt stand, war den französischen Kugeln gleich einer Schießwand bloßgestellt. Un-

beweglich wie eine Mauer hielten die braven Husaren. Zu attakiren waren ihnen untersagt, sie mußten sich ohne weiteres zusammenschießen lassen. Wie eine Kanonenkugel eine Lücke riß, wurde sie ruhig wieder geschlossen. Die russische Infanterie mußte sich nun vom Berge nach dem Lager und näher an die Stadt zurückziehen.

Korsakow hatte noch, als die Franzosen schon bis Höngg vorgedrungen waren, ein Bataillon aus der Stadt nicht nach jener Seite, sondern zu den Truppen im Sihlfeld abrücken lassen. Jetzt um die Mittagszeit sah er endlich seinen Irrthum ein und zog einige Bataillone auf das rechte Limmatufer herüber, um den Zürichberg und die Straßen von Winterthur und Kloten zu behaupten. Ebendahin wurden auch die in vorhergehender Nacht nach Rapperschweil entsendeten Bataillone, an welche wahrscheinlich schon auf die Kunde des ersten Angriffs der Franzosen ein Gegenbefehl abgegangen war, beordert, allein erst gegen den Abend trafen sie allmälig eines nach dem andern in langen Zwischenräumen ein.

Die Generale Oudinot und Lorge hatten um die Mittagszeit ihren Truppen einige Ruhe vergönnt. Nachmittags 3 Uhr rückten sie vom Wipkinger Berg herab. Der vorgeschobene rechte Flügel drang bis zum Beckenhof vor und führte hier eine Batterie auf, deren Feuer nicht nur vorwärts, sondern auch seitwärts gegen das Sihlfeld thätig war, um ein allfälliges Vorschreiten der Russen gegen General Klein zu verwehren; der linke Flügel suchte den Geisberg zu gewinnen. Auf beiden Seiten wurde mit Tapferkeit und Ausdauer gefochten, und bei den Franzosen gehörte die helvetische Legion zu den Truppen, welche sich auszeichneten. „Die helvetische Legion wetteiferte hier an Bravour mit unsern Halbbrigaden", heißt es in Massena's Armeeberichte. — Auf Seite der Russen wurde alles, was von Truppen aufgelöst gegen die Stadt zurückkam, am Schlagbaum vor dem Thore von den Offizieren wieder gesammelt, geordnet und pelotonsweise sogleich wieder ins Feuer

geführt. Abends hatten die Franzosen bereits einen Theil des Zürichbergs gewonnen, sie wurden aber von den vom See her zurückkehrenden russischen Bataillons wieder vertrieben, wogegen dem weitern Vordringen dieser letztern eine auf der Weid postirte französische Batterie Einhalt that. Daß bei diesen Gefechten ein Bataillon des Schweizerregimentes Bachmann mitgewirkt habe, wie viele Berichte und namentlich die Werke des Erzherzogs Karl und Kochs erwähnen, ist durchaus unrichtig. Weder Bachmann noch Roverea kamen in dieser Schlacht ins Feuer. Auch von den Anhöhen beim Beckenhof und Engen Weg wurden die Franzosen vertrieben, wobei der Besitzer des letztern Landgutes, Zunftmeister Irminger, das Unglück hatte, von den Kosaken wegen seines blauen Fracks und Militärhutes, den er trug, für einen französischen Offizier angesehen zu werden und unter ihren Lanzenstichen zu verbluten. Nach diesem letzten Gefechte begnügten sich Oudinot und Lorge, die Stellung auf dem Wipkinger Berge zu behaupten. Die Russen hingegen räumten am späten Abend Wollishofen, Wiedikon und das Lager im Sihlfeld und zogen durch die Stadt nach dem Zürichberg und den an dessen Abhang sich hinziehenden Straßen.

Im spätern Nachmittage hatte sich Generallieutenant Durassow vergeblich bemühet, die Verbindung mit Korsakow herzustellen. Seine Vordertruppen waren bei Würenlos auf die Brigade Quetard, bei Regenstorf auf die Brigade Bontems gestoßen. Diesen konnte, sobald man sich in ein ernstes Gefecht verwickelte, eine dem General Durassow überlegene Macht zur Unterstützung herbeieilen und seinen Zweck gänzlich vereiteln. Er führte daher seine Truppen durch das Wehnthal hinauf und bewirkte, einen großen Theil der Nacht hindurch marschirend, auf dem weiten Umwege theils über Schwamendingen, theils über Dübendorf endlich die Vereinigung. Dieser Marsch scheint in 2 oder 3 Kolonnen auf gleichlaufenden Straßen angeordnet gewesen zu sein, und da diese Seitenstraßen damals in sehr mangelhaftem Zustande

waren und diejenigen der verschiedenen Dörfer und Höfe sich vielfach kreuzten, so konnte es in der Nacht nicht ohne Abirrungen ablaufen, wie denn auch eine solche Kolonne mitten in der Nacht in Nürenstorf eintraf und vielfach gehemmt durch die ihr entgegenströmenden Transporte von Verwundeten und retirirendem Troß aller Art den Marsch gegen Zürich fortsetzte.

Noch am Abend des 25. war Korsakow seinem Berichte zufolge entschlossen, die Schlacht am folgenden Tage zu erneuern. Die feste Stadt sollte den Stützpunkt seines linken Flügels bilden und der Zürichberg in ähnlicher Weise behauptet werden, wie es in den ersten Tagen des Juni Massena gegen Erzherzog Karl gethan hatte. Vermochte sich dann Korsakow nur 24 Stunden zu behaupten, so konnten inzwischen von verschiedenen Seiten Verstärkungen eintreffen, und waren gleichzeitig die Unternehmungen Suworows und Hotze's mit einigem Erfolg begleitet, so blieb der Unfall vom 25. September ohne bedeutende Folgen.

Allein in der Nacht traf die Kunde von der Niederlage auch des Hotze'schen Armeekorps ein. General Soult war am frühen Morgen über die Linth gegangen und Feldmarschallieutenant Hotze war nebst dem Chef seines Generalstabes, Oberst Plunket, von den ersten Schüssen gefallen. Der Tod dieser vom österreichischen Soldaten hochverehrten Führer und die in der obern Leitung eingetretene Störung blieben nicht ohne verderbliche Einwirkung auf die Gefechte des Tages in dortiger Gegend, welche mit einem ordnungslosen Rückzuge der Oesterreicher nach dem Toggenburg ihr Ende nahmen.

Diese Nachricht machte auf Korsakow einen niederschlagenden Eindruck, welcher sich in widersprechenden Befehlen verrieth. Hatte er vorher durch die Verfügung, daß ein großer Theil des Trosses über Wytikon und die Forch zurückzugehen beordert wurde, die Absicht verrathen, sich im Nothfall auf Hotze's Korps zurückzuziehen, so war ihm nun auch

hier der Rückzug abgeschnitten. Es blieb ihm jetzt keine andere Wahl, als sich nach Eglisau durchzuschlagen.

So schön es klingt, wenn man liest, es habe sich dieser oder jener Feldherr den Rückzug mit dem Degen in der Faust geöffnet, so ist in der Wirklichkeit diese Heldenthat in den meisten Fällen nur ein Bruchstück in der Geschichte einer vollständigen Niederlage, und die Einleitungen zu einem solchen Durchschlagen sind gewöhnlich von Erscheinungen begleitet, welche ein bereits geschlagenes Heer darzubieten pflegt. In den engen Gassen der Stadt Zürich herrschte in der Nacht die fürchterlichste Verwirrung. Truppen und Fuhrwerke aller Art, dazwischen die armen Blessirten, kreuzten sich in allen Richtungen. Viele Truppen konnten nicht zu ihren Proviantwagen gelangen und hungerten, einige baten demüthig um Brot und warfen sich sogar dankend vor dem Geber zur Erde nieder, andere rotteten sich zusammen und drangen mit Gewalt in Bäckerladen oder andere Buden ein, wo Speise zu finden war. Das Zürcher Milizbataillon leistete hier manchen guten Dienst, da dessen Patrouillen von dem russischen Soldaten respektirt wurden; nur konnte es nicht allenthalben ausreichen.

Schon am Abend des 25. hatte Massena einen Offizier an Korsakow abgesandt mit der Einladung, die Stadt Zürich ohne Widerstand zu räumen, damit dieselbe vor Plünderung verschont bleiben könne. Da der Parlamentär Zeuge war von der bei den Russen eingetretenen Verwirrung, so konnte ihn Korsakow unmöglich entlassen, bis seine Maßregeln getroffen waren. Inzwischen hielten auch die Regierungs- und Stadtbehörden um Schonung an. Der General entschloß sich endlich, den Franzosen die Stadt zu überlassen, unter der Bedingung, daß ihm gestattet werde, die Verwundeten, die Artillerie und das Gepäck ungehindert abzuführen. Diesen Antrag erhielt Massena am folgenden Morgen (Donnerstags den 26. September) um 7 Uhr. Nach den Fortschritten, welche er bereits gemacht hatte, sah er sich nicht veranlaßt, eine solche

Vergünstigung zu bewilligen, und ertheilte daher sogleich die nöthigen Befehle zum Angriff. Doch gab er dem General Klein, welcher vom Sihlfeld her gegen die kleine Stadt anrückte, Vollmacht, dem Feind eine Viertelstunde zu Räumung des Platzes zu vergönnen.

Um die nämliche Stunde aber hatte Korsakow selbst den Angriff wieder begonnen, um sich den Weg nach Eglisau zu öffnen. Die Franzosen wurden von den Abhängen und dem Fuß des Zürichberges und den über dieselben führenden Landstraßen von Winterthur und Eglisau nach dem Wipkinger-Berg zurückgedrängt, und der Haupttheil der russischen Armee retirirte unter persönlicher Führung Korsakows, welcher an der Spitze seiner Husaren ritt, nach Eglisau. Die Franzosen waren auf dieser Seite zu schwach, um diesen Abzug zu verhindern, sie fielen aber mit Nachdruck auf die russische Arrieregarde und warfen sie nach der Stadt zurück, wobei sie sich gleichzeitig der beiden Landstraßen und des Zürichberges bemeisterten.

Die Festungswerke der Stadt Zürich waren von ausreichender Stärke, um (besonders wenn sie von Russen vertheidigt waren) einem Sturmangriff Trotz zu bieten, namentlich auf der Seite der kleineren Stadthälfte, wo der breite Wassergraben ein wesentliches Annäherungshinderniß war. Die Generale Klein und Mortier, welche gegen diese Seite anrückten und von dem Feuer der ebenso braven als geschickten österreichischen Kanoniere, welche das wenige Geschütz auf den dortigen Wällen bedienten, aufgehalten wurden, ließen sich willig auf weiteres Parlamentiren ein, welches der in englischen Diensten stehende Oberst Paravicini von Glarus mit Korsakow's Genehmigung fortsetzte. In Folge dieser Unterhandlungen sollte die Stadt von den Russen geräumt werden. Bis um die Mittagszeit wurde auch die Räumung der kleinen Stadt wirklich vollzogen. In der großen Stadt hingegen, vor deren Thoren das heftigste Gefecht anhielt, konnte bei der herrschenden Verwirrung das Feuer nicht mehr eingestellt werden. Seit der Nacht war

noch ein zahlreicher Troß durch Stadelhofen nach der Forchstraße in Bewegung, alle Wachtposten und Schildwachen hingegen blieben unabgelöst und warteten auf Befehl. Gegen 2000 Verwundete lagen in den Spitälern, Kirchen und Kreuzgängen, und andere Soldaten standen oder gingen vereinzelt in den Straßen umher.

Um die Mittagsstunde fand sich der russische Nachtrab ganz in die große Stadt zurückgedrängt und unterhielt von dem Walle zwischen der Niederdorf- und Kronenporte ein lebhaftes Feuer auf die anrückenden Franzosen. In der kleinen Stadt hingegen standen die Wälle leer, die Wache vor der Sihlporte war abmarschirt, das Thor jedoch verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen. Da erschienen die Franzosen vor dem Thore, erblickten einige auf dem Walle stehende Bürger und riefen ihnen zu, das Thor zu öffnen und die Zugbrücke niederzulassen. Rasch eilten dann Reiterei und Grenadiere durch den Thalacker nach den Brücken, die Artillerie längs dem Sihlkanal nach dem Rennwegthor und die enge Oetenbachergasse hinauf nach dem Lindenhof, von wo sie sogleich den auf den Wällen der großen Stadt fechtenden Russen in Rücken schoß. Ein französisches Grenadierbataillon von einer oder zwei Kanonen begleitet ging über die untere Brücke, überwältigte die Hauptwache, marschirte durch das Niederdorf hinab, überfiel den russischen Wachtposten an der Niederdorfporte und öffnete das Thor, worauf die Kolonne des Generals Oudinot eindrang und auf dem Wallgang die Bastion St. Leonhard ersteigend die Russen zur Kronenporte trieb, welche ebenfalls von innen geöffnet ward und durch welche nun Massena's Guiden eindrangen und das sogenannte Halseisen hinabstürzend die noch vor der Krone (jetzt Rechberg) stehende Ehrenwache Korsakows zusammenhieben. Es ist daher in Massena's Armeebericht eine offenbare und wohl nicht unabsichtliche Unwahrheit, wenn gesagt ist, das Badenerthor (Niederdorfporte) sei vom Obersten Lacroix, welcher an der Spitze der von Wipkingen heranrückenden Kolonne stand, eingeschossen und die Stadt in solcher Weise erstürmt worden.

Mittlerweile hatten andere Reitertrupps bereits alle Straßen durchflogen und es gab deren wenige, wo nicht einzelne Russen niedergemacht oder gefangen wurden. Es war für friedliche Zuschauer ein grausenhafter Anblick, einzelne schon Entwaffnete zusammenhauen zu sehen, und lange noch ertönte in ihren Ohren das wilde Mordgebrüll der von Wuth und genossenem Branntwein leichenblaßen Reiter und das Winseln der Schlachtopfer. Gleichzeitig begannen einzelne Infanteristen, namentlich von der helvetischen Legion, hie und da in Buden und Häuser hineinzugehen und Forderungen zu machen oder auch Lebensmittel und anderes wegzunehmen. Diesem theilweisen Unfug war aber bald gesteuert, denn Massena ritt persönlich mit den Guiden durch die Stadt und ließ alle Straßen abpatroulliren und Ordnung schaffen. Der beklagenswertheste Exzeß war Lavaters tödtliche Verwundung durch einen Soldaten, welchen er selbst als einen elsassischen Grenadier bezeichnete, der aber, wie kaum zu bezweifeln ist, zur helvetischen Legion gehörte und diese That aus Parteihaß verübt hat. Schon damals war diese Ansicht die allgemein verbreitete, und wer Lavaters eigene Erzählung mit Aufmerksamkeit liest, wird bald auf die Vermuthung kommen, daß der Mörder, welcher sich im ersten Zusammentreffen mit Lavater für die ihm gereichte Erfrischung freundlich bedankte, denselben anfangs nicht kannte, dann aber von den umstehenden Bürgern zufällig erfuhr, daß dieß der Pfarrer Lavater sei, und daß bei diesem Namen, da Lavater wegen seines unerschrockenen Auftretens wider die Gewaltthätigkeiten der helvetischen Regierung bei den Anhängern derselben schlecht angeschrieben war, die Rachlust des rohen Menschen entbrannte. Ein anderer Bürger, welcher aus Sympathie einigen Franzosen vive la république zurief, wurde von diesen aus Irrthum erschossen. Leuten, welche keine Furcht haben, oder bei welchen die Neugier die Furcht überwältigt, ist sehr anzurathen, bei solchen Anläßen, wofern nicht die Pflicht anderes mit sich bringt, innerhalb ihrer vier Pfähle zu bleiben,

da der Soldat geneigt ist, bei Straßengefechten nach allen Fenstern zu schießen, an welchen sich Menschen blicken lassen.

Ein großer Theil des russischen Trosses hatte, wie schon bemerkt, den Rückzug nach den Pässen von Wytikon und der Forch angetreten. Die französischen Husaren jagten ihm nach und machten reiche Beute. Die Bauern von Wytikon, Zumikon, Egg u. s. f. riefen den russischen Fuhrleuten zu: „Der Franzos kommt", fliehende Kosaken bestätigten diesen Schreckensruf, die Fuhrleute machten die Stränge los und eilten mit den Rossen in gestrecktem Galopp davon. Eine Masse von wohl 600 solcher Fuhrpferde mit einzelnen Kosaken, Marketendern und anderm Gesindel untermischt wälzte sich gleich einer Lauine jenseits der Forch hinab und zersprengte in dem damaligen Hohlweg bei Hinteregg die Marschkolonne des Zürcher Milizbataillons und auf dem Goßauerriet diejenige des Regiments Bachmann. Die Wirkungen panischen Schreckens nahmen kein Ende, bis die Flüchtigen über Turbenthal, Büren und Rheineck das jenseitige Rheinufer erreicht hatten. Die längst vor Ankunft der Franzosen verlassenen Wagen wurden von den Bauern geplündert, und noch viele Jahre später trugen die Mädchen gewisser Fabrikdörfer ihr Gewebe zur Stadt in hübschem Harztuch, auf welchem große russische Buchstaben verriethen, daß dasselbe als Decke von Kriegsfuhrwerk gedient hatte; auch russische Feldflaschen, welche nun zu Verwahrung von Brennöl dienten, und ähnliche Sächelchen, welche sie doch im Jahr 1814 auf die Warnung: „Wart, du Hexe, jetzt kommt der Ruß wieder und nimmt zurück, was du ihm gestohlen", während einiger Tage zu Hause ließen. Viel Redens gab die verlorene russische Kriegskasse, und es waren wenige Ortschaften auf der russischen Rückzugslinie, wo in den nächstfolgenden Jahren, wenn etwa ein neues Haus entstand, nicht russisches Geld den Bau bezahlt haben sollte. Später gelangte man doch zu der Einsicht, daß in einem industriellen Lande es näher liegt, Fleiß, Geschicklichkeit und Sparsamkeit als die Ursachen des Reichthums

einzelner vom Glücke Begünstigter anzunehmen, als das Auffinden von Schätzen irgend welcher Art. Eine unschuldigere Beute, ein Haufe aus dem Straßenkoth aufgelesener, zum Theil zerrissener Papiere aus den Archiven des Staroskolskischen, Wiburgschen und Schlüsselburgischen Musketier- und des mehrerwähnten Husarenregiments hat noch für die gegenwärtige Arbeit einige Notizen geliefert.

Mit den Franzosen trafen auch Bevollmächtigte der helvetischen Regierung ein. Bekanntlich waren alle Erlasse derselben in den damaligen französisch-revolutionären Kunstausdrücken abgefaßt. So z. B. enthielt die Instruktion des zurückkehrenden Regierungsstatthalters Pfenninger auch den Auftrag, für die Sicherheit der „öffentlichen Denkmäler" (monumens publics) zu sorgen, worunter man hauptsächlich die Kirchen verstand. Pfenninger aber war kaum in Zürich eingetroffen, so ertheilte er dem Unterstatthalter Ulrich (1828 als Oberrichter gestorben) den Auftrag nachzusehen, ob Geßners Denkmal im Schützenplatz unversehrt sei. Der von allen Parteien geachtete menschenfreundliche Ulrich dachte wohl, daß er auf dem Wege nach dem Platze Klügeres zu thun habe, nahm den Auftrag stillschweigend an und traf dann bei der Limmatburg eine solche Masse verwundeter und noch nicht verbundener Russen, daß er hier Gelegenheit fand, sich selbst in den Herzen dieser Unglücklichen ein Denkmal zu stiften durch schleunige Fürsorge für ihre Unterbringung und Pflege. Ueberhaupt wurde von Ärzten und Privaten trotz vielfacher eigener Noth den Spitälern reichliche Hülfe zu Theil, deren sie, da in solchen Fällen das militärische Sanitätswesen bei weitem nicht auszureichen vermag, in hohem Grade bedürftig waren. Ihren Gesammtverlust gaben die Russen auf 3000 Mann und 10 Kanonen, die Franzosen den ihrigen nur auf 700 Mann an. Beide Angaben fanden die Zeitgenossen zu niedrig. Denjenigen der Russen schlugen die Franzosen auf 6000 Mann und beinahe sämmtliches Geschütz an, was hinwieder etwas übertrieben gefunden wurde. Schon damals sahen die Franzosen neben jedem Todten

aus ihren Reihen zehn todte Russen liegen und doch giebt es der Russen noch genug in der Welt.

War die Stadt Zürich von allgemeiner Plünderung und solchen Schrecknissen, wie sie sieben Jahre später Lübeck erfahren mußte, verschont geblieben, und konnten auch ihre Bewohner mit Recht am Abend des zweiten Tages leichter athmen als 24 Stunden zuvor, so hatten sie doch noch einige schwere Tage zu überstehen. Noch in unsern Tagen gedachten alte Leute der traurigen Zeit, da die Franzosen zum zweiten Mal nach Zürich kamen. Das erste Mal (1798) waren sie unverschämt, das zweite Mal (1799 in dem hier behandelten Augenblicke) waren sie böse, das dritte Mal (1802 bei Einführung der Mediationsverfassung) waren sie ordentlich. Das Böse bestand nun neben dem Ordinären der Einquartierung und dem, was sie mit sich führte, in der „großen Requisition", welche Massena schon am Abend des 26. und am 27. September der Stadt Zürich auferlegte, bestehend in 80,000 Rationen Brod, 20,000 Maß Wein, 10,000 Flaschen Branntwein, 20,000 Viertel Hafer und 400 Stück Ochsen nebst verschiedenen Zugaben für seine und seines Generalstabes Tafel. Brod und Wein waren bald zur Stelle, der Branntwein konnte mit Wein, wovon damals in den Amtskellern immer ansehnliche Vorräthe lagen, losgekauft werden; für die Lieferung von Ochsen erlangte man die Ermäßigung auf 100 Stück; dennoch erforderten diese und andere Leistungen für die Spitäler und Unterstützungen eigener Angehöriger die Ausschreibung einer Gemeindesteuer von 6 vom tausend, und kaum war diese am 2. Oktober mit schwerem Herzen beschlossen, so forderte am folgenden Tage Massena von der Stadt ein in Zeit von 48 Stunden in zwei Hälften abzutragendes Darlehen von 800,000 alten Schweizerfranken für die Bedürfnisse seiner Armee, widrigenfalls er die Stadt der Plünderung Preis geben werde. Wenn man liest, was die Stadt schon seit anderthalb Jahren an Kriegslasten ausgehalten hatte, so kann man sich die Noth

denken, welche viele Haushaltungen traf. Manches Stück altes Silbergeschirr mußte in den Schmelztiegel wandern. Mit vieler Mühe und Arbeit wurde erreicht, daß diese Summe um ein Viertheil ermäßigt ward; aber 600,000 Franken mußten wirklich bezahlt werden. Die Versicherung Massena's, daß diese Maßregel den Empfindungen seines Herzens entgegen sei und daß er trachten werde, diese Schuld aus den ersten Geldern wieder zurückzuerstatten, gewährte keinen Trost, und selbst eine von der französischen Regierung ausgestellte Erklärung, daß sie dieses Darlehen als eine heilige Schuld betrachte, fand wenig Vertrauen. In der That durfte man 16 Jahre lang es nicht wagen, mit Frankreichs Herrscher von dieser Sache zu reden. Erst im Jahr 1815, als das verbündete Europa seinerseits zum zweiten Mal nach Paris kam, und nun, wie die Franzosen fanden, auch ein wenig böse mit ihnen war, erhielt man durch die eifrigen Bemühungen eines um seine Vaterstadt jetzt noch in hoch angestiegenem Greisenalter für alles Gemeinnützige thätigen Mitbürgers* die Rückzahlung dieser Schuld in französischen Staatspapieren, welche den Betheiligten doch noch 57 Prozent einer ganz verloren erachteten Ansprache einbrachte.

Wie verlautet, soll bei einigen Wochen von unserer in den Waffen sich übenden Jugend ein Theil der hier erzählten Gefechte in kriegerischem Spiel der Gegenwart veranschaulicht werden. Auch hier werden grüne und blaue Röcke sichtbar sein, aber keine fremden Laute an das Ohr der Zuschauer tönen, und so Gott will weder Aerzte noch Wundärzte Beschäftigung finden. Aber auch eine Requisition, und zwar keine ganz kleine, möchten wir unserseits an unsere jungen Krieger stellen, diese

---

* Gemeint ist der seither, 1869, verstorbene Bürgermeister Hans Konrad von Muralt, welcher 1818 mit glücklichem Erfolge zugleich mit Stadtrath Wieland von Basel im Auftrage der Städte Zürich, Basel und St. Gallen die Rückerstattung des Massena'schen Zwangsanleihens in Paris erzielte.

nämlich, im Waffenkleide und außer demselben ein vaterländisches Herz zu bewahren, durch fremden Glanz sich nicht bethören zu lassen, bei aller Anerkennung des Schönen, was die Neuzeit mit sich bringt, die Einfachheit unserer Vorfahren nicht als etwas gar nicht mehr Zeitgemäßes oder Erbärmliches zu verlachen, sondern im Gegentheil nie zu vergessen, daß Tapferkeit und Aufopferung für das Vaterland in Tagen der Noth sich nur bei denjenigen zu zeigen pflegen, welchen schon in der Zeit des Friedens die ächt republikanischen Tugenden der Genügsamkeit und Selbstüberwindung im häuslichen und gesellschaftlichen Kreise nicht fremd geblieben sind.

Geschrieben im Juni 1856.


Croquis
der Schlacht bei
ZÜRICH.
25.-26. Sept.r 1799.
Legende:
Stellungen der Franzosen / Russen
am 25ten Sept. Morgens
Übergang & Vormarsch d. Franzosen bei Dietikon.
Masstab: 1:100.000.
Kilom.
F. Becker entw. & aut
N
n. Klingnau-Koblenz
Endingen
Würenlingen
Lengnau
Stilli
Freudenau
Mesnard
Siggisberg
Surb B.
Wehnthal
Weningn
Schöfflisdorf
Vogelsang
Ehrendingn
BRUGG
Aare Fl.
Gebenstorf
BADEN
Lägern
REGENSBERG
Dielsdorf
Niederhasli
Glatt-Fl.
n. Eglisau
Oberglatt
Durassow
Otelfingen
Kl. Wettingen
Buchs
Kloten
Nürensdf.
Bassersdf.
Rümlang
Würenlos
Limmat Fl.
Dällikon
W. Trotte
Regenstorf
Oetwyl
Seebach
Weiningen
Affoltern
Wallisellen
n. Winterthur
MELLINGEN
Holzzelg
Markow
Kl. Fahr
Engstringen
Oerlikon
Dietikon
Glanzenberg
Höngg
Schwamendingn
Dübendorf
Reuss Fl.
Schlieren
Wald
Wipkingen
Reppisch B.
Schlaflibach
Lorge
Altstetten
Unterstrass
Geissberg
Zürichberg
Klein
Sihlfeld
Aussersihl
Oberstrass
Korsakow
Urdorf
Albisrieden
Gortschakow
Fluntern
Adlisberg
Massena
Uitikon
Wiedikon
ZÜRICH
Hottingen
Humbert
Enge
Seefeld
Uetliberg
Sihl
Burghölzli
Wytikon
BREMGARTEN
Birmensdorf
Essen
Wollishofen
Zürich-See
n. d. Forch-Egg
Leimbach
Zollikon
Zumikon
Kilchberg
Rottenschwyl
Adlischwyl
Küssnacht

